

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 8

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 6 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 87 536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Die Kassenlage des Reichs.

Schwierigkeiten für Ende März zu erwarten.

In der Freitagssitzung des Ausschusses für den Reichshaushalt wurde die Beratung des Entwurfes eines Zündwaren-Monopolgesetzes begonnen. Nach kurzen Einführungsworten gab der neue Reichsfinanzminister Dr. Mosdenhauer ein Bild der Kassenlage des Reichs, das wir im nachfolgenden in großen Zügen wiedergeben.

Mit Hilfe des Ende Dezember von den Banken gegebenen Ueberbrückungskredits in Höhe von 350 Millionen Mark ist es gelungen, den 31. Dezember ohne weitere Schwierigkeiten zu überwinden. Der Betriebskredit der Reichsbank konnte vom 31. Dezember 1929, wie es im Bankgesetz vorgesehen ist, reiflos abgedeckt werden. Inzwischen ist durch die im Januar fälligen Steuereinzahlungen eine Verbesserung der Kassenlage in dem Maße eingetreten, daß im Augenblick Schwierigkeiten nicht bestehen. Am 31. Januar wird ein Bankkredit in Höhe von 200 Millionen Mark zur Rückzahlung fällig. Es besteht aber begründete Aussicht, daß dieser Kredit auf etwa sechs bis neun Monate verlängert werden wird. Geschieht dies, dann ist für die Monate Januar/März mit folgenden Ueberschüssen oder Fehlbeträgen zu rechnen:

Für Januar Ueberschuss von 117 Millionen, für
Februar Fehlbetrag von 117 Millionen, für März
Fehlbetrag von 140 Millionen.

Die Monate Januar und Februar werden sich also ungefähr ausgleichen; Ende März wird ein Fehlbetrag von etwa 140 bis 150 Millionen vorhanden sein. Zur Deckung dieses Fehlbetrages werden rund 55 bis 60 Millionen aus der Abrechnung mit dem Generalagenten bzw. mit der Reichsbank nach Inkrafttreten des Young-Planes verfügbar werden, die jetzt infolge der nachträglichen Zahlung des Reichsbahnanteiles an der Dames-Kommunikation vom Generalagenten noch zurückbehalten werden. 20 Millionen werden aus dem Verkauf von Effekten häufig gemacht werden können. Ueber die Deckung des dann noch verbleibenden Fehlbetrages sind Verhandlungen eingeleitet worden, von denen zu hoffen ist, daß sie zu dem gewünschten Erfolg führen werden.

Hält die in den letzten Monaten beobachtete Steuerdepression noch länger an und verschärft sich die ungünstige Lage des Arbeitsmarktes noch über das erwartete Maß hinaus, dann können diese beiden Punkte eine Verschlechterung der Kassenlage um etwa 100 bis 120 Millionen herbeiführen. Ob mit einer solchen Verschlechterung aber tatsächlich gerechnet werden muß, wird sich kaum vor Mitte Februar übersehen lassen.

Nach den für das erste Halbjahr des Rechnungsjahres 1930 aufgestellten Kassenplänen, ergeben sich für die einzelnen Monate folgende Ueberschüsse oder Fehlbeträge:

Für April 1930 Ueberschuss von 5 Millionen, für Mai Fehlbetrag von 104 Millionen, für Juni Fehlbetrag von 84 Millionen, für erstes Vierteljahr Fehlbetrag von 273 Millionen,

für Juli 1930 Ueberschuss von 197 Millionen, August Fehlbetrag von 17 Millionen, September Fehlbetrag von 84 Millionen, für zweites Vierteljahr Ueberschuss von 96 Millionen.

Dieser Betrag erhöht sich durch die erste Rate der Kreuzer-Anleihe um 195 Millionen, durch Herabsetzung des Rezooery-Mit-Verschrens (Freiwerden eines jetzt in Deffens gebundenen Refernefonds) um 14 Millionen. Im zweiten Vierteljahr wird also kassenmäßig ein Ueberschuss von 308 Millionen vorhanden sein, mit dem der Fehlbetrag des ersten Vierteljahres abgedeckt und Kredite in Höhe von rund 40 Millionen zurückgezahlt werden können.

Auf einen Zwischenschritt betonte der Reichsfinanzminister zum Schluß, daß, auch wenn der Young-Plan angenommen werden müßte, die Kassenlage ohne die Kreuzer-Anleihe ganz außerordentlich angepannt bleiben würde.

Achtung, Alarmzustand!

Der Krieg muß pünktlich ausbrechen.

Höchste Aufregung in den Redaktionsstuben, in den Partei-, Pol., Org. und anderen Sekretariaten der Kommunistischen Partei: wird sie kommen, die Illegalität, wird der preussische Innenminister die Kommunistische Partei rechtzeitig bis zum 1. Februar verbieten? Denn an diesem Tage soll die Weltrevolution in Deutschland losgehen. So etwa ist es von Moskau angeordnet worden. Aber noch rührt sich nichts im Innenministerium; es besteht höchste Gefahr, daß der Tag vorübergeht, ohne daß etwas geschehen ist. Was ist in dieser Not zu tun? Die kommunistische Bezirksleitung Niederrhein in Düsseldorf wußt sich Rat; sie veröffentlicht folgenden seitgedruckten Aufruf:

„Die Partei befindet sich in Alarmzustand, d. h. daß alle Parteigenossen für die Durchführung der Aufgaben mobilisiert werden müssen. Im Zusammenhang mit der Durchführung der Verbesserung der Organisation auf Grund der Ergebnisse der Reichskontrolle, steht die Reorganisation der Partei auf Betriebs- und Straßenzellen. Die Bezirksleitung hat beschlossen, daß ab 1. Februar der Versammlungskalender aus der Tagespresse verschwinden muß. Soll die politische und organisatorische Arbeit in den Ortsgruppen nicht lahmgelegt werden, müssen sofort alle organisatorischen Anweisungen durchgeführt und alle Beschlüsse bezüglich der Reorganisation der Partei realisiert werden.“

Die Partei auf Kriegsstraße bringen, ist das Gebot der Stunde.

Es kann also am 1. Februar pünktlich losgehen, der Düsseldorf-er Parteileitung wenigstens kann man nicht zum Vorwurf machen, daß sie nicht rechtzeitig die Kriegserklärung verfaßt hätte. Nur daß an die Stelle der ordnungsmäßigen Illegalität die sozusagen illegale Illegalität treten muß.

Eine Frage jedoch ist noch zu hören: für die Zeit einer legalen Illegalität hat die kommunistische Partiohonzokratie Anspruch auf eine Illegalitätszulage. Wie wird das jetzt geregelt werden? Soll etwa der Düsseldorf-er Aufruf den Zweck

haben, für den 1. Februar, wenn auch nicht die Weltrevolution, so doch wenigstens die Auszahlung der Illegalitätszulagen sicherzustellen?

Fall Schacht.

Montag Besprechung der Regierungsparteien.

Der Fall Schacht drängt nach einer Erledigung. Die Fraktionsführer der Regierungsparteien werden am kommenden Montag eine Besprechung über den Fall Schacht und die Reichsbankfrage abhalten.

Gegen Finanznot und Arbeitslosigkeit.

Das Acht-Millionen-Mark-Darlehen für Berlin gesichert.

Wie wir bereits in der heutigen Morgenausgabe des „Vorwärts“ mitteilten, hat die Stadtverordnetenversammlung gestern der Dringlichkeitsvorlage des Magistrats zugestimmt, monach die Stadt sofort ein kurzfristiges Darlehen von 8 Millionen Mark aufnimmt, um die dringlichsten Bauten fortzuführen. Der Oberpräsident hat seine Genehmigung zur Aufnahme des Kredites bereits erteilt. Die Stadt wird schon in den nächsten Tagen über den Betrag verfügen können. Wie wir erjahren, kommt als Geldgeberin in erster Linie die Brandenburgische Girozentrale in Frage.

Die dringlichsten Bauten, in erster Linie Volksschulen und Brückenanlagen, werden also fortgeführt werden können. Erwerbslos gewordene Arbeiter und bereits gekündigte Angestellte werden wieder beschäftigt werden können. Der Berliner Magistrat, der fest entschlossen ist, die Finanzsalami durch größte Sparjamkeit so schnell wie möglich zu überwinden, hat erneut bewiesen, daß er, soweit das in seinen Kräften steht, auch der Arbeitslosigkeit Einhalt gebieten und die schlimmsten Gefahren von der arbeitenden Bevölkerung fernhalten will. Es ist erfreulich, daß die Stadtverordnetenversammlung dem Magistrat auf diesem Wege ohne jeden Einwand folgte.

Die Verhandlungen in Preußen

Heute Beratungen der Fraktionen.

Als Nachfolger des Oberpräsidenten Gippmann in Steffin ist von der preussischen Regierung der preussische Landtagsabgeordnete der Deutschen Volkspartei von Egnern in Aussicht genommen. Für das Amt des Oberpräsidenten in Helsen-Rassau schlägt die demokratische Fraktion den gegenwärtigen preussischen Handelsminister Schreiber vor, der für den Fall der Umbildung der preussischen Regierung aus dem preussischen Kabinett ausscheidet. Voraussetzungsweise kommt jedoch für das Kasseler Amt ein Sozialdemokrat in Frage.

Als preussischer Handelsminister wird für den Fall einer Umbildung des preussischen Kabinetts der volksparteiliche Abgeordnete Professor Dr. Leidig genannt. Wer von der Volkspartei im gegebenen Falle das Ministerium ohne Portfeuille übernimmt, ist bisher noch nicht bekannt. Die volksparteiliche Fraktion des Preussischen Landtags, mit der über die ganze Angelegenheit bisher offiziell noch nicht Fühlung genommen worden ist und mit der von dem preussischen Ministerpräsidenten erst Fühlung genommen werden wird, wenn die Demokraten sich über die Zurückziehung ihres Handelsministers und des preussischen Kultusministers Dr. Becker schlüssig geworden sind, wird sich im Laufe des heutigen Tages mit den Dingen im einzelnen beschäftigen.

Von dem Verlauf dieser Fraktionsitzung hängt es mit ab, ob die Umbildung der preussischen Regierung noch in dieser Woche zustande kommt.

Zobsucht



„Wie lange zögert ihr Bestien noch, mich zu verbieten?!“

Die Oberbürgermeisterkrise.

Böb verlangt die ihm gesetzlich zustehende Pension.

In den letzten Wochen haben im Rathaus zwischen den Fraktionen unverblühte Besprechungen über die Lösung der Oberbürgermeisterkrise stattgefunden.

Man ist sich, wie die B.S.-Korrespondenz meldet, unter den Stadtratsmitgliedern darüber klar, daß an eine Rückkehr des Oberbürgermeisters Böb auf seinen Posten nicht mehr zu denken ist, ganz gleich, wie das gegen ihn schwebende Disziplinarverfahren auch ausgehen möge. Oberbürgermeister Böb hat selbst bereits erklärt, daß er zum Rücktritt bereit sei unter der Voraussetzung, daß ihm die gesetzlich zustehende Pension gewährt wird, die bei seinem Jahresgehalt von 36 000 Mark 25 000 Mark betragen würde. Die Besprechungen im Rathaus innerhalb der Fraktionen hatten den Zweck, die Mehrheit für einen Antrag auf Pensionierung des Oberbürgermeisters auf dieser Grundlage zu finden, um dem gegenwärtigen Zustand der Ungeheuerlichkeit ein Ende zu machen und den Weg für Verhandlungen über eine Neuwahl des höchsten Verwaltungspostens der Stadt Berlin freizubekommen. Diese Verhandlungen haben bisher jedoch zu keinem Ergebnis geführt. Es hat sich nämlich gezeigt, daß sich gegen eine Pensionierung des Oberbürgermeisters mit vollen Bezügen die Deutschnationalen, die Kommunisten, die Nationalsozialisten und auch die Wirtschaftspartei aussprechen und einen derartigen Antrag im Stadtparlament ablehnen würden. Inzwischen hat das Oberpräsidium die Fraktionsführer wissen lassen, daß man dort ebenfalls gegen eine Pensionierung des Oberbürgermeisters nichts einzuwenden haben würde.

In einem Teil der Berliner Presse wird die Frage des Rücktritts Böb' nur nach dem Gesichtspunkt der Pensionsbezüge behandelt. Wenn Böb — wir können das im Augenblick nicht beurteilen — 25 000 Mark jährlich Pension erhalten sollte, so wäre diese Summe nicht von ihm gefordert, sondern sie ergäbe sich aus seiner langen, fast dreißigjährigen Dienstzeit in den Kommunen. Er war bekanntlich unter anderem Kammerer von Berlin und ist Oberbürgermeister seit 1920. Gerade die Ämter, die jetzt aus Senktionslust die Geldfrage in den Vordergrund schieben, setzen sich sonst besonders energisch für die Wahrung „mehrwortener Beamtenrechte“ ein.

Krokodile fressen 13 Personen.

Nach einem Fährnglüd auf dem Victoria-See.

London, 24. Januar.

In der Nähe von Kigale in Ruanda ist ein Fährschiff auf dem Victoria-See, dem größten afrikanischen Binnengewässer, gesunken. Die Passagiere wurden in das Wasser geschleudert und sind, ohne wieder aufzutreten, erschwunden. Wie man befürchtet, ist die Gegend von Krokodilen verzeucht, die oft in ganzen Schwärmen in der Nähe der Unglücksstelle aufstehen. Die Anglücksstelle stellt die Hauptverbindungsline der Fährboote zwischen Uganda und Ruanda dar. Bei dem Unglück sind 13 Personen, darunter ein Europäer, ums Leben gekommen.

Wenn das Messer zu locker sitzt.

Zwei Arbeiter unter der Anklage des Totschlages.

In der Nacht vom 28. zum 29. September wurde der Arbeiter Kasprowski vor dem Hause Reinkendorfer Straße 28 durch einen Stich ins Herz tödlich verletzt. Er hatte kurz vorher dem Arbeiter R. mit einer Rasierklinge einige Schlägen beibringen lassen. Die Arbeiter G. und B. waren ihm gefolgt, und während der ersten mit einem Totschlagsverlehen seinen Kopf bearbeitete, versetzte ihm der letztere einen Messerstich. Beide Genossen haben sich vor dem Landgericht III wegen Totschlages zu verantworten.

Die beiden Angeklagten hatten in den letzten Jahren ein unstatliches Leben geführt; sie gehörten der Weddingener Arbeiterwehr an. G., früheres Mitglied des R.F.V., hatte auch B. für keine Organisation gewonnen. Der Geizhals, im Alkoholgebrauch als händelnd und gewalttätig bekannt, stand u. a. im Verdacht, das Reichsbanner, dem er früher angehört haben soll, bespitzelt zu haben. Am 28. September, gegen 12 Uhr, befanden sich G. und B. im Stammsaal der Weddingener Arbeiterwehr „Sängerheim“. Auch R. hielt sich hier auf, und wurde, da er standalkerte, an die Luft gesetzt. G. ging hinaus, um ihn zu beruhigen, und wurde von R. aufgefordert, sich mit ihm zu bogen. Es wurde aber nichts daraus. Der Streit ging jedoch weiter. Dabei wurde R. von G. mit einer Rasierklinge verletzt, so daß er blutete. Rummel drangen G. und B. auf R. ein, der dabei einen Stich mit einem Messer erhielt, dem er bald darauf erlag.

G. erklärte heute vor Gericht, daß R. ihm den ersten Stoß versetzt habe, und B. will gesehen haben, wie dieser eine Bewegung nach der Lunge gemacht habe, als wollte er nach dem Messer greifen. Von den Sachverständigen werden die Angeklagten als leichtschwach sinnig und leicht erregbare Psychopathen eingeschätzt. Zur Verhandlung ist eine große Anzahl Zeugen geladen. Der Geizhals soll übrigens eine Woche vorher gleichfalls mit einer Rasierklinge einem Gast Schnittverletzungen zugefügt haben. Das Urteil ist erst in den späten Nachmittagsstunden zu erwarten.

Furchtbare Tat eines Siebzehnjährigen.

Fünf Schüsse auf die eigene Mutter.

Die furchtbare Tat eines Siebzehnjährigen, der heute vormittag auf die eigene Mutter fünf Schüsse abfeuerte, rief in der Spenerstraße große Aufregung hervor. Der jugendliche Täter wurde verhaftet. Die Frau wurde von zwei Schüssen schwer verletzt ins Moabiter Krankenhaus gebracht.

Am Hause Spenerstraße 8 in Moabit betreibt der Friseur Röcker seit Jahren sein Geschäft. Die Privatwohnung befindet sich in der Gneisenaustraße, wo Röcker zusammen mit seiner 41-jährigen Frau Frieda wohnt. Das Ehepaar hat einen 17-jährigen Sohn Fritz, der seinen Eltern schon viel zu schaffen gemacht hat und bei einem Berliner Böckermüller als Lehrling in Kost und Logis stand. Der junge Röcker hatte sich mit den Eltern völlig entzweit. Heute vormittag erschien er zur Ueberrückung seiner Mutter, die mit mehreren Angestellten allein im Geschäft saß, in der Spenerstraße und verlangte sogleich Geld. Frau M. lehnte es ab, dem jugendlichen Launegott etwas zu geben. Er geriet darüber so in Wut, daß er auf seine Mutter eindrang und in roher Weise auf sie einschlug. Die Frau eilte nun ans Telefon, um ihren Mann, der noch in der Wohnung in der Gneisenaustraße weilte, von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen. Der Sohn sprang jedoch hinzu und entriß der Mutter den Hörer, um

Kriegsgefahr in Südamerika.

General Rudi läßt marschieren. — Beschwerde in Genf.

Genf, 24. Januar.

Der paraguayische Geschäftsträger in Paris hat dem Völkerbundsekretariat vor zwei Tagen in einer Note von neuen Angriffsbahnen Boliviens im Gran-Chaco-Gebiet mitgeteilt. Donnerstag ließ er an den Generalsekretär des Völkerbundes ein Telegramm nachfolgen, in dem ausgeführt wird, daß in einem abgegangenen funktetelegraphischen Chiffretelegramm des bolivianischen Generalstabschefs General Rudi vom 20. dieses Monats an das Kommando der 4. Division der bolivianischen Armee Befehl gegeben worden sei zur Besetzung verschiedener Forts an der bolivianisch-paraguayischen Grenze. Die vierde und fünfte bolivianische Division seien von der Regierung in Marschbereitschaft erklärt worden, und am 22. werde ein Flugzeuggeschwader von der bolivianischen Hauptstadt abgehen.

Die Regierung von Paraguay lehnt unter Bezugnahme auf dieses Telegramm und die bevorstehenden Angriffs vorbereitungen der bolivianischen Regierung für die daraus entstehenden Folgen jede Verantwortung ab und protestiert gegen den von der bolivianischen Regierung heimlich vorbereiteten Anschlag.

Der Generalsekretär des Völkerbundes hat das Telegramm sämtlichen Mitgliedern des Völkerbundes und der Regierung von Bolivien mitteilen lassen.

Als es im Herbst 1928 zu den Urwaldschizophrenien zwischen Bolivien und Paraguay kam, griff der damalige französische Ratspräsident sofort ein und ließ die beiden Regierungen amtlich wissen, daß sie ihre internationalen Rechtspflichten verletzen würden, wenn sie ihren Generälen weiterhin erlaubten, ihre Soldaten ins Feuer zu schicken. Diese Warnung Briands hat damals entscheidend dazu beigetragen, daß der in beiden Hauptstädten bereits zum Weißglühn gesteigerte Patriotismus sich schnell abkühlte und die

weiteren Auseinandersetzungen der beiden anscheinend allzu kriegerisch veranlagten Nationen sich an Konferenzen vollzogen. Der neue Erzhilf soldatischen Liebereifers hat bereits zu Robilmachungsmahnahmen geführt. Es scheint daher dringend an der Zeit zu sein, daß der gegenwärtig amtierende polnische Ratspräsident die Maschinerie des Völkerbundes in Gang setzt und mit größter Beschleunigung bei den beiden Regierungen den stärksten Druck ausübt, um sie zur Einstellung ihrer Kriegsmahnahmen zu veranlassen. Die Schutzfrage kann nachher aufgeklärt werden, die unmittelbar drängende Aufgabe ist, die Erhaltung des Friedens zu sichern.

Chicago bankrott.

Verlofterte Stadtverwaltung. — Poizisten und Lehrer ohne Gehalt.

New York, 24. Januar.

Die Riesenstadt Chicago steht vor dem Bankrott. Seine 2 1/2 Millionen Einwohner sind nicht mehr in der Lage, die zur Aufrechterhaltung der städtischen Institute notwendigen Geldmittel aufzubringen. Polizei- und Feuerwehrrbehörden haben keine Gelder mehr zur Entlohnung ihrer Mannschaften. In vielen Schulen haben die Lehrer seit einigen Monaten kein Gehalt mehr bekommen. Große Geldmittel sind weiter zur Aufrechterhaltung der Krankenhäuser erforderlich. Sollte es sich als unmöglich erweisen, das notwendige Geld aufzubringen, so dürften zahlreiche Patienten auf die Straße gesetzt werden. Die Ueberforderung der Stadt, die sich auf nicht weniger als 300 Millionen Dollar beläuft, soll durch äußerst leichtsinnige Verwaltung der Finanzen herbeigeführt worden sein.

„Monte Cervantes“ sinkt.

Die Passagiere auf der Verbrecherinsel Ushuaia.

Hamburg, 24. Januar.

Obwohl über die Ursachen der Strandung der „Monte Cervantes“ noch keine bestimmten Nachrichten vorliegen, wird angenommen, daß wahrscheinlich Meereströmungen den Dampfer von seinem Kurse abdrängten. An Bord des Schiffes befanden sich drei ortskundige Leuten, die dem Kapitän zur Führung des Schiffes beigegeben waren. Die Aussetzung der Fahrgäste in Boote vollzog sich in Ruhe und Ordnung. Es handelte sich um 1100 Fahrgäste, fast ausschließlich Südamerikaner, die sich auf einer Studienreise nach Feuerland befanden. Man hofft, daß die „Monte Sarmiento“ in etwa vier Tagen in Ushuaia eintreffen wird, um die Schiffbrüchigen aufzunehmen.

In einem von der „Associated Press“ verbreiteten Funtspruch aus Buenos Aires heißt es weiter, daß die „Monte Sarmiento“, ein Schwester Schiff der „Monte Cervantes“, heute von Buenos Aires kommend, in Montevideo eingetroffen ist. Sie hat Anweisung erhalten, alle Passagiere zu landen und dann sofort nach Ushuaia weiterzufahren, um die Passagiere der gestrandeten „Monte Cervantes“ an Bord zu nehmen. Man erwartet, daß die „Monte Sarmiento“ am 27. d. M. in Ushuaia eintreffen und am 1. Februar in Buenos Aires zurück sein wird. Die isolierte Lage der „Monte Cervantes“ macht eine Funtsverbindung sehr schwierig. Ushuaia ist ein einsamer oder Ort in der Nähe der südlichsten Spitze Südamerikas,

bekannt als Strafkolonie wie die Teufelsinsel; es leben hier zahlreiche zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilte Sträflinge. Die letzten Funtsberichte besagen, daß auch die Mannschaft am Mittwoch nachmittag die „Monte Cervantes“ verlassen habe, die vermutlich stündlich in Gefahr sei zu versinken. Beamte der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft erklären, es werde versucht werden, die Passagiere mit größtmöglicher Bequemlichkeit zurückzubringen.

Argentinische Kriegsschiffe helfen.

Die argentinische Regierung hat angeordnet, daß die argentinische Kriegsschiffe, die sich augenblicklich in den Feuerlandkanälen befinden, sich sofort an die Unfallstelle begibt. Vier Dampfschiffe sind bereits bei der „Monte Cervantes“ eingetroffen. Wie die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft weiter mitteilt, verdienen die Hilfe und Unterstützung, welche sowohl seitens der argentinischen Regierung, wie auch seitens der Behörden im Feuerland anlässlich dieses Unfalls geleistet worden sind, allerhöchste Anerkennung. Insbesondere sei die Hilfe, die der argentinische Transportdampfer sofort gewährte, anzuerkennen. Das Motorschiff „Monte Sarmiento“, welches sich in Montevideo befand, ist am Donnerstag sofort nach Feuerland ausgefahren, um die Passagiere der „Monte Cervantes“ von dort abzuholen. Gegenüber amerikanischen Pressemeldungen, die von einer Möglichkeit der Wiederentdeckung der „Monte Cervantes“ sprechen, ist die Reederei nach wie vor der Ansicht, daß das Schiff als verloren zu betrachten sei. Doch könne Gewisses zur Zeit darüber noch nicht gesagt werden.

das Gespräch zu verhindern. Seit Jah Frau R., da der Burche erneut Anstalten machte, auf sie einzubringen, seinen anderen Ausweg mehr, als den Laden zu verlassen. Laut um Hilfe rufend, eilte sie auf die Straße. Der Sohn lief hinterher, zog einen Trommelrevolver, der mit fünf Kugeln geladen war, hervor und schoß so lange auf seine Mutter, bis alle Kammern leer waren. Während drei Schüsse fehlgingen, wurde die bedauernswerte Frau von zwei Kugeln getroffen. Eine traf in den Oberschenkel, die andere streifte die Hüfte. Schwerverletzt brach die Frau auf dem Bürgersteig zusammen.

Der jugendliche Täter wurde von Passanten ergriffen und solange festgehalten, bis das alarmierte Ueberfallkommando zur Stelle war. Er wurde festgenommen und zur Kriminalpolizei des 29. Reviers gebracht. Bei seiner Vernehmung verweigerte er jede Aussage und blieb völlig verstoh. Später wurde er im Volkshelprätium in Gewahrsam genommen.

Mexiko bricht mit Moskau.

Wegen fortgesetzter Bolschewistenpropaganda.

Mexiko-City, 24. Januar. (Eigenbericht.)

Die mexikanische Regierung hat ihre diplomatischen Beziehungen mit Sowjetrußland abgebrochen. Der mexikanische Außenminister begründete diesen Schritt vor Pressevertretern damit, daß Mexiko von Rußland dauernd brüskiert werde. Die in letzter Zeit überhandnehmenden kommunistischen Demonstrationen seien zweifellos auf Anweisung von Moskau zurückzuführen. In ganz Amerika betreibt Moskau zurzeit eine außerordentlich antimexikanische Wählerlei.

Der mexikanische Gesandte in Moskau soll unter Zurücklassung eines Sekretärs zwecks Sicherstellung der Archive Rußland bereits verlassen haben. Die Abreise des bolschewistischen Botschafters in Mexiko steht bevor.

Ein salomonisches Urteil.

Der Prozeß Hitler-Rupprecht zu Ende.

München, 24. Januar. (Eigenbericht.)

In dem Beleidigungsprozeß Hitlers gegen den verantwortlichen Redakteur der Münchener „Telegramm-Zeitung“ wegen des bekannten Ultimatum an den Kronprinzen Rupprecht wurde am

Freitag das Urteil verkündet. Der Angeklagte wurde wegen fortgesetzten Vergehens der üblen Nachrede zu einer Geldstrafe von 400 Mark, Hitler wegen eines Vergehens der Beleidigung zu der gleichen Strafe verurteilt, weil er im Verlauf der Polemik die „Telegramm-Zeitung“ einen ekelnden Fieberwisch und ein Mistblatt genannt hatte.

In der Begründung sagt das Gericht ausdrücklich, daß die „Telegramm-Zeitung“ den Artikel in gutem Glauben an die Richtigkeit der vom Kronprinzenlichen Kabinett übermittelten Informationen wiedergegeben habe. Die Schuld der „Telegramm-Zeitung“ liege aber in der Verbreitung der Behauptung, daß Hitler dem Kronprinzen ein Ultimatum gestellt habe, was nicht nachgewiesen werden konnte.

Aufgehobene Immunität.

Vier Kommunisten, ein Nationalsozialist zur Strafverfolgung freigegeben.

Der Geschäftsordnungsausschuß des Reichstags nahm nach vorangegangenen mehrwöchigen Beratungen am Freitag die Bestimmungen über eine Reihe von Anträgen des Oberreichsanwalts vor, in denen die Genehmigung zur Strafverfolgung und erforderlichenfalls Vorführung einiger Abgeordneten wegen Vorbereitung zum Hochverrat nachgefragt wird. Der Ausschuß beschloß, die Immunität des kommunistischen Abg. Schneller, dem insbesondere auch Verlesungssache in Reichswehr und Schutzpolizei vorgeworfen wird, sofort aufzuheben. Die Immunität der kommunistischen Abg. Kemmler, Maddalena und Ubricht sowie des nationalsozialistischen Abg. Dr. Goebbels wurde mit der Maßgabe aufgehoben, daß die Hauptverhandlung nicht vor der Sommerpause des Reichstags stattfinden darf. Die Aufhebung der Immunität des kommunistischen Abg. Kollwitz wurde abgelehnt.

Strafanträge im Prozeß Straßer.

Im Beleidigungsprozeß gegen den nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten Straßer beantragte der Staatsanwalt wegen öffentlicher Beleidigung in fünf Fällen, davon in drei Fällen in Tateinheit mit übler Nachrede in der Presse, und wegen Vergehens gegen das Republikstrafgesetz in fünf Fällen an Stelle des erstinstanzlichen Urteils von sechs Monaten Gefängnis eine Gefängnisstrafe von 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis.

Tanzen, singen, spielen.

Musikrundschaue von Klaus Pringsheim.

Länge in der Philharmonie.

Die Kritik, zu der Woche für Woche der Berliner Konzertbetrieb herausfordert, hat sich immer wieder mit den Grundbegriffen auseinandergesetzt, die diesen beherrschen; oder richtiger vielleicht, mit der Verschönerung von Grundbegriffen, Verschönerung von Grundbegriffen, die es wieder freizulegen, wirksam zu machen gilt: soll dieser Teil des allgemeinen Lebens, der den Namen „Musikleben“ führt, in der Tat ein Stück Leben sein oder werden. Doch da handelt sich's nicht in erster Linie um den Künstler und seine Leistung, sondern um die Einstellung des Konzertpublikums zu dieser und zu jenem. Einmal um die Lieberbewertung des Interpreten und der Interpretation, das heißt, daß die Wiedergabe eines Werks zur Hauptfache, dieses selbst zur Nebenache gemacht wird. Und wiederum um die Lieberbewertung des Wertes an sich, und das bedeutet, daß der Vorgang von Lebensbetätigung und Lebensentfaltung wirksam und vernunftgemäß wird, auf dem gerade die Verwirklichung des Wertes beruht: die Verwirklichung — nicht irgendwo, nicht in dem von Zuhörern gefüllten Saal, sondern Verwirklichung im Hörer und durch ihn. Man meine nicht, jenes übermäßige Interesse an der Leistung des Interpreten, das sei eben auch eine Form inneren Musiklebens, Mittelstadium, sozusagen eine Art aktiverer Zuhörerfreudigkeit; solches Dabeisitzen, wie sich's in unseren Konzertsälen beobachten läßt, nörgeled oder bewundernd, hingegeben etwa dem erhebenden Bewußtsein, daß der da oben auf dem Podium das Allerbeste gibt, was zur Zeit an Auffassung zu haben ist, tötet alle Musik, die gemacht, — nämlich nur gemacht und vorgemacht, nicht erlebt, zum Erlebnis erarbeitet wird. Der Sinn und Lebensinn der Musik hat sich verloren, ihr Ursprung ist verächtelt; das ist, ein bißchen ungenau ausgedrückt, ein Grundübel dieses sogenannten Musiklebens.

Darum kein Zurück zum Ursprung der Musik, in dem Musizieren und Musikerleben eins waren: Musik aus tänzerischem Bewegungstrieb oder Kraft eines Ausdrucksbedürfnisses, das sich unmittelbar im Singen befreit. Aber gerne lassen wir uns erinnern, daß solcherart der Ursprung aller Musik gewesen sein muß. Dieser Quelle der Musik — der großen Musik aus 200 Jahren — sind wir nahe gewesen, neulich im vierten Bruno-Walter-Konzert. Länge des 18. und 19. Jahrhunderts, auf der unabhörbaren Fülle des Vorhandenen mit liebevollstem Verständnis gewandt und zu einer Folge verbunden, in der ein Stück Musikgeschichte und europäische Kulturgeschichte sich spiegelt. Und die innige Nachbarschaft von Volkstanz und Volkstied wird, vor allem in skandinavischen Sachen offenbar, etwa wie Olinfos „Kamarrinsoja“, dazu einem unvergänglichen Beispiel künstlerisch sublimierter Volksmusik. Und wir entdecken, nicht nur in Menuetten und Contretänzen von Beethoven und Mozart, den musikalischen Grundstoff, aus dem die großen Meister ihre größten Werke geformt haben. In der Entwicklung außerdem noch bis zum Johann-Strauß-Walzer, der nach Schubert immerhin einen hübschen Anstieg bedeutet, lassen solche Zusammenhänge sich erkennen, läßt sich verfolgen, wie der in der Volksmusik wurzelnde Tanzrhythmus als befruchtendes Element in die Höhen der Kunstmusik eintritt. Der moderne Gesellschaftstanz, der fast nur ein importierter Industriearbeiter ist, vermag den Musikern so wertvolle Dienste begreiflicherweise nicht zu leisten, und war mit Recht in das Programm dieser künstlerisch-historischen Tanzschau nicht aufgenommen. Ihn in der Philharmonie als Objekt konzertmäßiger Darbietung einzuführen, hat Bruno Walter dem gewerblichen Spezialisten Dajos Bela überlassen, der hier ein paar Tage später vor sehr empfänglichen Hörern seine und seiner Kapelle unterhaltlichen Künste produzierte.

Gemeinschaftssingen.

Singen, in aller Deffentlichkeit, nur um des Singens willen, nur um dieses Erlebnisses willen, an das wir gemeinhin kaum noch

denken, wenn uns in der musikalischen Fachsprache das Wort „Singen“ begegnet: das Ungewöhnliche ist jünger für die Besucher der Volkshäuser Ereignisse geworden. „Konzertereignis“, so soll man es nicht nennen, obgleich die Veranstaltung, in deren Rahmen es sich vollzog, sich nun einmal unter dem Namen eines „Konzertes“ präsentierte. Jeder Besucher also bekam ein Blatt in die Hand, es galt, ein paar alte Lieder gemeinsam zu erarbeiten, Fritz Böde hielt eine „offene Singstunde“. Wiederum nicht: Unterricht der herkömmlichen Art; denn der Sinn seiner Lehre ist ja eben, daß Musik nicht erlernt, sondern in gemeinsamer Arbeit zum Erlebnis und, auf diesem Weg weitergedacht, zum Mittel der Lebensgestaltung werden soll. Das gelingt bei Kindern, und bei Kindern einstweilen besser als bei Erwachsenen. Aber dieser Versuch in der Deffentlichkeit, von überfordern Erfolg für manche, war lehrreich und anregend, — wenn es auch eigentlich nicht ein Versuch unmittelbar und mitten im Leben wurde, sondern eher Vorführung eines Versuches, und jeder Teilnehmer zugleich Darsteller und Zuhörer.

Wir sind dem ursprünglichen, unmittelbar produktiven Willen zur Musik, den Quellen der Musikfreude nahe: bei unseren Arbeitshören; wir spüren diese Freude und diesen Willen in der Madrigalvereinigung des „Jungen Chores“. In Walter Kohde haben diese musikbegeisterten jungen Menschen einen Führer gefunden, von dessen überlegener Stil- und Geschmacksfähigkeit auch diesmal wieder ihr wahrhaft vorbildliches Konzertprogramm zeugt, und dessen starke Musikerqualitäten sich in der schönen Vollenbung ihres A-cappella-Singens überzeugend offenbaren. Vor allem in zeitgenössischen Kompositionen, darunter Heinz Dießens schillernde „Mädchenkriege“ — und endlich in Orlando di Lasso „Vandenschiedstänzen“, dessen Wiederholung zum Schluß gefordert wird, bewähren sie die seltenen Tugenden makelloser Tonreinheit und einer alle Stimmen durchdringenden Klarheit der Dynamik und Phrasierung.

Neues von Strawinsky.

Musik als Spiel, gar Musik als Spieltrieb — selten, daß Instrumentalspiel, gar Orchesterpiel sich auf solche Formel bringen läßt. Aber in der Musik, die heute für Instrumente geschrieben wird, gewinnt das Wort „Spiel“ wieder etwas von seiner ursprünglichen Bedeutung. Kombinations- und Bewegungsspiel, Spiel im höchsten Sinn und auf höchster Stufe ist die instrumentale Musik Igor Strawinskys. Und sein neues Werk, die Suite „Der Ruf der See“, bringt uns in Erinnerung, daß diese Musik ihre stärksten Anregungen allemal vom Ballet der Russen, vom Tanz also, empfangen hat. Getrieben vom Rost seiner tänzerisch spielerischen Vitalität, konnte Strawinsky in früheren Jahren die tollsten Experimente wagen, ohne sich darin und daran zu verlieren; nun er, betäubt, in klassizistische Bahnen einlenkt, wird deutlich, wie wenig seine Persönlichkeit, um sich zu behaupten, abenteuerlicher Verleumdung jemals bedurft hätte. Nur werden seine Anhänger sich abgewöhnen müssen, jede neue Station in der Entwicklung dieser ewig beweglichen Musikliteratur als Wendepunkt der Musikgeschichte zu proklamieren. Eine Fülle rhythmischer und harmonischer Details, verfeinertester Rhythmen bei aller Gemessenheit der Grundhaltung, festes und verblüffend in dieser neuen Ballettheater, der nur für die konzertmäßige Aufführung die zwingende Logik des absolut musikalischen Aufbaues fehlt, und der Eindruck steigert sich in dem Capriccio, das der Komponist, selbst am Flügel sitzend, mit faszinierender Präzision und mit der hinreichenden Leidenschaft seines tallen Kunstverständnisses spielt. Im vierten Symphoniekonzert der Republik-Oper, unter Klempers Führung, wird diese zweite Strawinsky-Premiere künstlerisches Ereignis. Zum Schluß Mozarts G-Moll-Symphonie wird eine Stipelleistung — nun eben vollkommensten Instrumentalspiels: Musik als ausdauerndes Spiel in höchster Vollkommenheit.

Wird der Gewissensfrieden des Kranken und Sterbenden dort nicht immer noch häufig genug beleidigt oder gar mißhandelt?

Arthur Schnitzler, Arzt und Dichter, hat seinen Kollegen und Lehrern aus der Klinik heftig in die Seele geblitzt. Bar-nowski hat die Komödie inszeniert und nicht mit Dürbheit und vollstümlichen Mitteln gespart. Es ist oft eine etwas laute Vorstellung, mehr schreiendes Wort als still fliegender Gedanke. Auch das schadet nichts. Die Menge will eben die Dinge etwas groß-sprechend und auch im Bildlichen etwas stümlich ausgefaltet haben. Rortner, der im Theaterbüro so ungeduldig, auf der Bühne aber so diszipliniert ist, spielt den Bernhard, den Arzt, dessen Kopf ein schlechter Schneider, dessen Stillesgrabheit aber ein prächtiger Schöpfer zuseht. Eine schmutzige, graue und gesträubte Perücke, ein übermäßig blasses Gesicht, schon etwas Hängehaare, kein Mädchenhals, doch ein gefeilter und moralischer Kulturkämpfer, Humor und Gelassenheit im Blut, wenn auch etwas schleppend in der Bewegung. Die Typen des Klinikertums: Ramelet, wotansbürtig, rotblond und borniert, Bressart, empfindsam und romantisch, doch entzündend professoral und begeistert, Salsner, der Liberoskismus und ehrlich bis in die Knochen, Kaiser, nervös, gallig, nicht unüberwindlicher Opponent der Reaktion, Hörbiger, etwas verschämpt, geheim anarchoistischer L. u. L. Hofrat usw. usw. Endlich Siegfried Racht, hochwürdigster Pfarrer: Weiß er lastvoll und sogar demüüt die Sache der kriegerischen Kirche geltend macht und niemals wie ein Wüßler ins Feuer geht, zeigt er desto gründlicher die gefährliche Mächtig seiner Klasse. Max Hochdorf.

Dänische Gastvorlesungen an der Universität.

Im Rahmen der Gastvorlesungen, die das Germanische Seminar Prof. Gustav Redels für eine größere Deffentlichkeit seit einiger Zeit veranstaltet, las Frau Dr. Lis Jacobsen aus Kopenhagen über „Neuere dänische Runenforschung“ sowie über „Sprachliche Kunst in der dänischen Dichtung“.

Durch ein akademisches Bebrannt weder ausgezeichnet noch gebunden hat die dänische Forscherin der Runologie ein neues Gesicht gegeben und gegen die Lieberbewertung und den Widerstand der bisherigen Wissenschaft ihres Fachs Anerkennung und Verständnis besonders bei der aufstrebenden Generation dabeim und auch bei uns gefunden. Die Entzifferung und Deutung dieser ältesten Seltsam-schrift des nordischen Kulturkreises bis nach Deutschland hinein, auf steinernen Denkmälern allein erhalten, wurde, nachdem sie Jahrhunderte in Vergessenheit geraten, bereits zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder versucht. Eine eigentlich wissenschaftliche Untersuchung fand das Gebiet jedoch erst in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts durch die Arbeiten des Norwegers Sophus Bugge und des Dänen Ludvig Wimmer. Auf ihren Ergebnissen beruhte bislang die ganze Runologie, die gleichzeitig Sprachwissenschaft, Geschichte und Archäologie ist. Ihren Ergebnissen gegenüber

aber hat Lis Jacobsen völlig umwälzend gewirkt. Sie hat die Schriftzeichen zunächst einmal, wie sie auch dem Laien einsehend dazutun vermag, richtig und unvoreingenommen entziffert. Die sogenannten Ueberbauweise, auf denen man ein lobendes Gedenken auf friedliche Bodenbestellung um das Jahr 1000 herauslesen wollte, waren in der Tat nichts als Kampfdenkmal. Damit ergab sich die Liebereinstimmung zwischen den Runensteinen und den gleichzeitigen Heldenliedern der Wikingerzeit, während die Forschung des neunzehnten Jahrhunderts ihre eigenen philologischen Ideale der friedlichen Bodenübertragung sentimental einem barbarischen Schwertzeitalter aufzwingen wollte. Nicht die Segnungen des Friedens, stellt Lis Jacobsen fest, preisen die Runensteine, sondern gewalttätigen Helden der Wikingerzeit, während die Forschung des neunzehnten Jahrhunderts ihre eigenen philologischen Ideale der friedlichen Bodenübertragung sentimental einem barbarischen Schwertzeitalter aufzwingen wollte. Nicht die Segnungen des Friedens, stellt Lis Jacobsen fest, preisen die Runensteine, sondern gewalttätigen Helden der Wikingerzeit, während die Forschung des neunzehnten Jahrhunderts ihre eigenen philologischen Ideale der friedlichen Bodenübertragung sentimental einem barbarischen Schwertzeitalter aufzwingen wollte.

Aber auch durch erhebliche technische Neuerungen vermochte sie die Runensteine allgemeiner Betrachtung und Erkenntnis näherzubringen. Ludvig Wimmer ließ die Schriftzeichen und Zeichnungen ornamentaler und figurativer Art mit Kreide nachzeichnen, zeichnete und erst nach der Zeichnung photographieren. Lis Jacobsen gleicht die Steine gewissermaßen in einer Pappmasse ab und läßt sie dann durch eine besonders sorgfältige Photographie in einer Deffentlichkeit hervortreten, die schon dem Auge die Fehler der früheren Forschung dartut. Aus einem von ihr vorbereiteten Atlas gab sie bereits überzeugende Proben.

So aufklärend und befreiend ihre runologischen Ergebnisse wirkten, so sehr näherten sich ihre Betrachtungen einzelner lyrischer Persönlichkeiten Dänemarks dem hergebrachten Modemischen, ja Schulmäßigen. Sie beschränkte sich auf die Klassische und romantische Periode, ging wohl auf den geistlichen Vordichter des siebzehnten Jahrhunderts Thoman Kingo zurück, verschränkte sich aber bis in die romantischen Epigonen der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, während sie zweifellos mit der mindestens ebenso reichen und schließlich ursprünglicheren dänischen Lyrik des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, vor der sie heimachte, unserem Gefühl und unserer Neigung nähergekommen wäre (S. B. Jacobsen, Hermann Bang, Viggo Stuckenborg u. a. m.). Allerdings befandete sie bei der Auswahl der von ihr wirkungsvoll vorgelegenen Stücke mehr inneres Verständnis, als sie durch ihre verbindende Interpretation beim Hörer zu erwecken vermochte.

Der Liebesroman.

Der zweite Dichterabend des Verbandes deutscher Erzähler fand im Wiener Saal des Herrenhauses statt. Er brachte eine Enttäuschung. Leonhard Frank, der aus seinem Roman „Bruder und Schwester“ lesen sollte, trat von der Bortelung zurück. Angeblich, weil der Rundfunk, der den Vortrag gleichzeitig senden wollte, Zensur geübt hat, die sich der Dichter nicht bieten ließ. Nach Frank Thies' Begrüßung las Oskar Baum das Kapitel „Herit“ aus „Die Tür ins Unmögliche“. Dem Sinne nach verworren, aber die Sprache des Wertes ist gut geprägt. Dann brachte Dr. Heinrich Richaerts aus dem Roman Ely Hohensteins „Das Kind und die Wandmole“ ein Kapitel. Die Sprache zeichnet sich durch große Einfachheit aus. Aber Ely Hohensteins Epil ist durchsetzt von lyrischen Elementen und hier bei einem psychologisch aufgebauten Roman stört das Lyrische.

Für den abwesenden Leonhard sprang Frank Thies ein und las einen Einakter „Der Kommerzänger“. Das Stück zeigt mitunter gute lebendige Kleinmalerei. Sonst ist es ungleichwertig und unwichtig.

Walter Rathenau als Dramenheld. Der Verlag Brülle in Kottbus bringt soeben ein Theaterstück des bekannten niederländischen Dichters Gerverson heraus, das den Titel trägt „Walter Rathenau, Tragödie unserer Tage“. Der Autor hat sich darin streng an die historischen Tatsachen gehalten.

Der Verein Berliner Künstler veranstaltet in seinen Räumen im Künstlerhaus eine Ausstellungsreihe seines Mitgliedes Dr. Robert Richter, der seinen 70. Lebensjahr vollendet hat. Die Ausstellung umfaßt Gemälde, Squarelle und Graphiken.

Die Kunsthandlung Frh. Carlitz, Potsdamer Straße 113, eröffnet am 26. ihre neue Ausstellung, in der eine Kollektion von Bildern, Squarellen und Zeichnungen des in Rappahdt (Sachsen) lebenden Valentin Truma gezeigt werden.

In dem Vortragszyklus „Das Drama in der Gegenwart“, den die Volkshäuser G. B. zur Zeit veranstaltet, spricht am 26. 30 Uhr, im Vortragsaal des Rathauses, Elinora Königstr. Quintus Bad über die „deutsche Situation“ Einflüsse 0,60 Mark am Saaleingang.

Die gemeinnützige Cape. Das Obertribunal der Provinz Brandenburg hat auf Veranlassung des Ministers für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung für die Vorträge der Cape. G. B. Gehaltsloz zur Förderung kultureller Interessen“ die Gemeinnützigkeitserklärung ausgesprochen.

Ist das Entschädigung? Was sind sechs Jahre Zuchthaus wert?

Zu den Fällen, die während des letzten Jahres in ganz besonderem Maße den Glauben an die Unfehlbarkeit von Strafurteilen erschüttert haben, gehört der an den rheinischen Arbeiter Hüppler und Jöbges bezogene Justizirrtum. Diese beiden wurden im Jahre 1921 unter der Anklage, einen Kassendiebstahl verübt zu haben, zu 5 bzw. 7½ Jahren Zuchthaus verurteilt. Beide leugneten die Tat, beide wurden auf Grund eines Indizienbeweises verurteilt. Die damals Währigen Angeklagten mußten die gesamte Strafe verbüßen, nur dem schwerer verurteilten Jöbges wurde das letzte Jahr seiner 7½jährigen Zuchthausstrafe erlassen. Erst vor etwa Jahresfrist wurden die wirklichen Täter, zwei Männer namens Wed und Kassel, ermittelt, die im Februar 1929 vor dem Kölner Schöffengericht die Tat gatt eingestanden. Da das Gericht über die Frage der Gemaltanwendung Zweifel bekommen hatte, verurteilte es die beiden nur wegen schweren Diebstahls zu 3 bzw. 2½ Jahren Gefängnis.

Hüppler und Jöbges wurden im Wiederaufnahmeverfahren glänzend freigesprochen. Mit der ausdrücklichen Begründung, daß ihre Unschuld erwiesen sei, wurde ihnen für die unschuldig verbüßte Zuchthausstrafe Entschädigung zugesprochen. Demals einigten sich Verteidiger und Staatsanwalt auf einen Entschädigungsbetrag von je 24 000 Mark. Wie jetzt gemeldet wird, will das Justizministerium aber nur an jeden der unschuldig Verurteilten 11 000 Mark auszahlen.

Wir müssen über dieses Verhalten unser Bestreben aussprechen. An sich ist ein Geldbetrag, mag er auch noch so hoch sein, überhaupt nicht in der Lage, die Martern eines unschuldig fünf Jahre lang eingesperrten abzugeben. Hier sind obendrein zwei jungen Menschen die besten Jahre ihres Lebens geraubt worden. Bei 11 000 Mk. wird das verübte Jahr Zuchthaus noch nicht einmal mit 3000 Mk. angerechnet. Würde etwa das Justizministerium umgekehrt bereit sein, eine 6½jährige Zuchthausstrafe gegen Erlegung einer Geldbuße von 11 000 Mk. zu erlassen?

Bermögenden Leuten, die unschuldig einige Wochen oder einige Monate in Unterjuchenschaft gefesselt haben, ist der erlittene Vermögensschaden in mehrfacher Höhe des abigen Betrages oft ersetzt worden. Wir betonen ausdrücklich: durchaus zu Recht! Aber hat nicht noch einen viel höheren Anspruch auf Berücksichtigung der seelischen, körperlichen, moralischen und wirtschaftlichen Schäden, den ein unschuldig verurteilter Arbeiter im 65jährigen Zuchthaus erlitten hat?

Theater in der Königgräher Straße.

Arthur Schnitzler: „Dr. Bernhardi.“

Deutlich waren Zufriedenheit und Freude zu merken. Schnitzlers Komödie hat in zwanzig Jahren der Bühnengestaltung nichts von ihrer Heiterkeit und von ihrem Ernst verloren. Es ist ein jüdischer Krankenhausdirektor in Wien, der Internist Professor Dr. Bernhardi, der nicht gestaltet, daß der Priester die letzten Minuten eines sterbenden Mädchens stört. Denn dieses Mädchen, schmerzgeplagt und verängstigt, solange es atmet, wird erst in der Stunde ihres Endes ruhig und sogar glücklich. In dieser Stunde erst gönnen Schicksal und Natur ihm die Hoffnung, daß es wieder aufstehen wird. Träte der Priester mit Sakramenten und peinigen-den Beichtaterfragen an das Bett des Mädchens, es würde begreifen, daß es zum Vermodern verurteilt sei. Wozu diese Menschenquälerei, die die Kirche verlangt? Das fragt der Arzt. Er versperrt dem Priester den Weg, damit ein sterbendes Wesen wenigstens noch in seinen letzten Sekunden den inneren Frieden nicht verliert. Es beginnt die Hege gegen den Arzt. Klerikale und kaiserlich-österreichische Völlische bringen ihn wegen tätlicher Beleidigung des Geistlichen auf zwei Monate ins Gefängnis. Bernhardis Freunde und die aufgeklärte Deffentlichkeit sind erst stärker, sie können erst die bornierten Köpfe besiegen, nachdem bewiesen ist, daß Bernhardi ein guter Arzt, ein guter Mann, ein unentbehrlicher und nützlicher Staatsbürger gewesen ist. Die Dunkelmänner unterliegen jedoch nur für eine Weile, die Klagen, die auch das Herz auf dem rechten Fleck haben, dürfen sich vorläufig nur mit der Gewißheit begnügen, daß die Dummheit höchstens für einige Zeit begraben ist.

So, dieser Skeptizismus ist der beste Teil der Komödie. Er gibt dem wihigen Stück den Dauerwert. Es war zeltgemäß, es ist heute noch so, es wird noch lange so sein. Schnitzler nimmt mit Andacht und Weiterführung Partel. Der Arzt und der Priester führen ein überirdisches Gespräch, Gegeneinander richten sich empör die Kirche als Gottes Erdenmacht und Gottes freierster Sachwalter, der duldsame Menschenfreund. Pöpslich ahnen beide, daß sie sich veröhnen können, wäre die schönste Idee der Nächstenliebe nicht in die Gewalt von Schächern und Krämmern geraten. Tendenz, die so vorsichtig und feinsinnig ausgemoggen wurde, ist gute Tendenz. Darum ist Schnitzlers Komödie ein sehr gutes Tendenzstück. Es ist auch gutes Theater, weil der Dichter alles Grund-sätzliche aus dem Inneren der spielenden Personen herausholt. Wir werden an dem geistigen Prozeß ein beteiligt. Gezwungen werden wir, uns mit den Kämpfern zu verbrütern. Alles wird, nichts ist schon da, so daß wir wirklich zittern und flattern, weil wir mitentscheiden wollen über die moralische Belohnung des gerechten Mannes. Bernhardis Kampf spielt in Oesterreich. Er hat, wie Barbaße in seinem Roman von der Hölle erzählt, auch in Frankreich gespielt. Und wie ist es heute noch oft in deutschen Episteln?

Sozialversicherung in Frankreich.

Am 5. Februar tritt sie in Kraft.

Obwohl von der Reaktion bis zum letzten Augenblick alles versucht wurde, um das Gesetz betreffend die Sozialversicherung (Kranken-, Mutterschafts-, Invaliditäts-, Alters- und Sterbepflichtversicherung) zu Fall zu bringen, wird es nun doch am 5. Februar in Kraft treten, d. h. es wird an diesem Datum — gleichzeitig welche Änderungen in den Einzelheiten der Durchführung evtl. noch eintreten — mit der

Einschreibung der zu Versicherenden

ein Anfang gemacht werden. Diese Arbeit wird zwei bis drei Monate in Anspruch nehmen, worauf — etwa im Monat Mai — die Einzahlung der wöchentlichen und monatlichen Beiträge einleiten wird.

Von wie großer Wichtigkeit die Einführung der Sozialversicherung in Frankreich ist, kam vor einigen Tagen mit besonderer Deutlichkeit anlässlich der

Gründung eines nationalen Komitees

für die Sozialversicherung und die öffentliche Hygiene zum Ausdruck. Dieses Komitee, dessen Gründung vom französischen Gewerkschaftsbund veranlaßt wurde und das mehrere be-

kannte Akademiker, Ärzte und ehemalige Arbeits- und Hygieneminister zu seinen Leitern zählt, erließ einen Aufruf, in dem einleitend auf die betrübliche Tatsache hingewiesen wird, daß in Frankreich, im Vergleich zu anderen zivilisierten Nationen, die Sterblichkeit als abnorm hoch bezeichnet werden muß. Während die Sterblichkeitsziffer in Holland, England, den Vereinigten Staaten und Deutschland zwischen 9 und 12 für 1000 Einwohner schwankt, beträgt sie in Frankreich 17.

In dem Aufruf heißt es u. a.: „Bergleich weisen unsere Hygienekongresse jedes Jahr auf die Unzulänglichkeit unserer öffentlichen Hygiene hin. Um der Arbeiterklasse, die unter diesen Verhältnissen ganz besonders leidet, den ihr gebührenden Schutz zu verschaffen, hat der französische Gewerkschaftsbund die Einführung der Sozialversicherung gefordert. Er wird alles tun, um ihre Durchführung sicherzustellen. Die Sozialversicherungsorgane haben nicht nur den Zweck, jenen, die nicht mehr arbeiten können, Pensionen zu zahlen oder für die Pflege der Kranken zu sorgen, sondern sie sollen in erster Linie eine großzügige Politik der Vorforgemaßnahmen gegen Krankheit und Invalidität einleiten.“

Schwerbeschädigte bei der Reichsbahn.

Der Lohn darf nicht gekürzt werden.

Sieben Schwerbeschädigte, die länger als 10 Jahre in den Berliner Werkstätten der Reichsbahn beschäftigt sind, klagten beim Arbeitsgericht eine Lohnnachzahlung von insgesamt 3482 M. ein. Sie haben jahrelang den vollen Lohn gesunder Arbeiter erhalten, weil sie bei der ihnen übertragenen Arbeit ebensoviel leisteten wie diese.

Im Jahr 1924 wurde ein neuer Tarifvertrag abgeschlossen, der bestimmt, daß die Löhne nach der Leistungsfähigkeit im Arbeitsfach zu bemessen sind. Unter Berufung auf diese Tarifbestimmung wurden die Löhne der Kläger gekürzt und zwar auf Grund von Feststellungen der betreffenden Betriebsräte, die nach Anweisungen überprüfender Dienststellenleiter handelten. Die Lohnkürzung wurde damit begründet, daß die Kläger zwar an ihrem Arbeitsplatz, aber nicht in ihrem Arbeitsfach voll leistungsfähig seien, denn sie könnten nicht alle Arbeiten des betreffenden Faches ausführen, sondern nur die Teilarbeiten, die an ihrem Platz verrichtet werden. Nun fordern die Kläger, vertreten durch den Einheitsverband der Eisenbahner, Nachzahlung der Lohn Differenz seit 1926. (Die Forderung für die weitere zurückliegende Zeit ist verjährt.)

Die Reichsbahnverwaltung bestritt die Rechtmäßigkeit der Forderung. Sie erklärte die Lohnherabsetzung auf Grund des Tarifvertrages von 1924 für berechtigt und machte weiter geltend, daß die Kläger seither keinen Einspruch gegen die Lohnkürzung erhoben hätten, also (!) damit einverstanden gewesen wären, jedenfalls sei der Direktion von einem Einspruch nichts bekannt geworden.

Der Verbandsvertreter berief sich darauf, daß die Kläger von Anfang an wiederholt bei ihren Leitern Einspruch erhoben haben in der Annahme, die Angelegenheit würde dort aus im Instanzenzuge erledigt werden. Sie hätten jahrelang auf eine gütliche Regelung des Konflikts gehofft und erst jetzt Klage erhoben, weil sie diese Hoffnung aufgegeben hätten.

Das Urteil des Gerichts ging dahin, daß den Klägern der volle im Jahre 1920 mit ihnen vereinbarte Lohn zustehe und ein nachträglicher Abzug nicht zulässig sei. Die Reichsbahndirektion könne nicht nachweisen, daß sie sich beim Abschluss des Lohnabkommens in einem Irrtum befunden habe, der die Ansetzung des Vertrages nach § 119 BGB. zulasse. Demnach erklärt das Urteil die Forderung der Kläger dem Grunde nach für berechtigt. Die Höhe der Forderung im einzelnen soll in einem neuen Termin festgesetzt werden.

Wie die Fabrikarbeiter abrechneten.

Empfindliche Schlappe der „Opposition“.

Die sogenannte „Opposition“ im Fabrikarbeiterverband hat gestern bei den Neuwahlen der Bezirks- und Gruppenleitungen und der Delegierten zur örtlichen Generalsammlung eine Niederlage erlitten, wie sie selbst von den größten Optimisten unter den Anhängern der Amsterdamer Gewerkschaftsrichtung nicht erwartet wurde. Die Wahl ging in den 35 Bezirken und Gruppen unter stürkster Beteiligung der Verbandsmitglieder vor sich. Obwohl die „Opposition“ ihr leichtes Pferd aus dem Stall geholt hatte, konnte sie es nicht verhindern, daß sie ihre beiden Hochburgen, die Bezirke Wedding und Friedrichshain, verlor. Der Bezirk Wedding war seit zwei Jahren und der Bezirk

Friedrichshain seit vier Jahren in den Händen der Kommunisten. Bei den Wahlen im vorigen Jahr erhielt die „Opposition“ im Wedding 92 Stimmen, die Amsterdamer 87 Stimmen. Gestern wurden für die „Reformisten“ im Wedding 127 Stimmen und für die kommunistischen Kandidaten 94 Stimmen abgegeben.

Im Bezirk Friedrichshain wurden gestern für die Amsterdamer 60 Stimmen gegen 13 Stimmen im Vorjahr und für Rostau 47 Stimmen gegen 63 Stimmen im Vorjahr abgegeben. Die Niederlage im Bezirk Friedrichshain ist um so unangenehmer für die Kommunisten, als in diesem Bezirk im vorigen Jahr einer der kommunistischen Hauptabstimmungsstellen aus der Organisation ausgeschlossen wurde, was von der „Opposition“ als Agitationsmaterial gegen die „Reformisten“ ständig benutzt wurde.

Kennzeichnend für den zunehmenden Einfluß der „Opposition“ im Fabrikarbeiterverband ist auch das Abstimmungsergebnis in den Bezirken Adlershof und Oberschöneweide. In Adlershof entfielen im vorigen Jahr auf die kommunistischen Kandidaten zwei Stimmen und diesmal nur eine Stimme, während die Stimmenzahl der Amsterdamer von 26 auf 34 stieg. In Oberschöneweide vereinigte die „Opposition“ auf sich noch 35 Stimmen, diesmal nur noch zwei, wogegen auf die „Reformisten“ diesmal 54 Stimmen gegen 42 Stimmen im Vorjahre entfielen.

Obwohl das Abstimmungsergebnis noch nicht aus allen, besonders den kleineren Bezirken und Gruppen vorliegt, so steht doch schon fest, daß die „Opposition“ in der aus 167 Personen bestehenden Generalsammlung höchstens mit 20 Delegierten vertreten sein wird, während sie bisher 44 Sitze inne hatte.

Tag für Tag wurden die Fabrikarbeiter in der „Roten Fahne“ aufgefordert, „Abrechnung zu halten“, „oppositionell“ zu wählen. Nun, die freigewerkschaftlich organisierten Fabrikarbeiter haben so gründlich abgerechnet mit der KPD., daß sie sobald keine zweite Abrechnung verlangt, die noch besser werden müßte.

Denkende Arbeiter lassen sich durch all das Geschrei der kommunistisch gebundenen „revolutionären Opposition“ nicht mehr irre machen, denn sie wissen, was dahinter steckt.

Ueber „Die Friedensorganisation der Welt“ (Haag, London, Genf) spricht Wolfgang Schwarz, Redakteur des „Vorwärts“, in der Vereinigung Sozialdemokratischer Juristen, am Montag, dem 27. Januar, 10 Uhr, im Ruchelhof des Rheingold, Potsdamer Straße 3. Gäste willkommen.

Rundgebung der Mieterschöffen Groß-Berlin am Freitag, dem 24. Januar, 19 Uhr, im Bürgerloal des Berliner Rathauses. Vortrap des Landgerichtsdirektors Rube über „Das deutsche Mieterrecht und die Valengerichtsbarkeit“.

Der Verwaltungszwang. Das Reichskabinett hat in seiner letzten Sitzung dem Antrage des Reichsernährungsministers zugestimmt, wonach der Verwaltungszwang für Inlandsweizen auch für den Monat Februar auf 50 Proz. festgesetzt wird.

„Boll und Zell“, unsere illustrierte Wochenschrift, liegt der heutigen Postausgabe bei.

Wetter für Berlin: Zeitweise neblig, sonst ziemlich heiter, wenig Temperaturänderung, meist schwache südliche Winde — für Deutschland: Fortdauer der herrschenden Witterung.

Verantwortl. für die Redaktion: Wolfgang Schwarz, Berlin; Anzeigen: H. Glade, Berlin; Verlag: Ecomedia Verlag G. m. b. H., Berlin. Druck: Hermanns Buchdruckerei und Verlagsanstalt Deul Sinart & Co., Berlin SW 68, Lindenstraße 2. Preis 1 Seilage.

Freitag, 24. 1. Staats-Oper Unte d. Linden Teil-Nr. 4 Fr. Nr. 6 Jahres-Abz. Nr. 23 20 Uhr Die Einführung aus dem Meer Ende geg. 22 1/2 U.

Freitag, 24. 1. Stadt-Oper Bismarckstr. Tarnus II 19 Uhr Tannhäuser Ende geg. 23 U.

Staats-Oper im Platz der Republik Vorst. 18 20 Uhr Die verkaufte Braut Ende n. 22 1/2 U.

Staatl. Schiller-Theater, Charlitzbg. 20 Uhr Kabale und Liebe Ende gegen 22 1/2 Uhr

Volksbühne Theater am Blauplatz. 8 Uhr Uraufführung **Apollo**, Brunnenstraße Volksstück von Großmann und Hessel. Musik: Tom Madalen. Regie: Jürgen Fehler.

Staatl. Schiller-Th. 4 Uhr Kabale u. Liebe

Theater am Schiffbauerdamm 1/4 Uhr Die Gartenlaube

Vorstadtoper am Platz der Republik 8 Uhr Die verkaufte Braut

Winter Garten

8 1/2 Uhr — Ztr. 2819 — Rauchen erlaubt

Sonabend und Sonntag je 2 Vorstellungen 4 Uhr und 6 1/2 — 4 Uhr kleine Preise

16 Original Lawrence Tillier-Girls — alt kopiert — nie erreicht — Paul Westermaler im Sketch: „Das neue Auto“ — Ernest & Yvonne, das modische Tanzpaar. 7 Aifredos, gymnastische Hochleistung. André Renaud, das Piano-Genie. Bob, Bob & Bobbi, die unheimlichen Tramps usw. usw.

Spitzenleistungen der Varieté-Kunst

ROSE THEATER Gr. Frankfurter Straße 129 Teleph. Alexander 3422 u. 3494

Täglich 8 1/2 Uhr. Sonntags 5.15 und 9 Uhr

Die Czardasfürstin mit der weltbekannten Musik von Emmerich Kálmán mit Traute Ross in der Titrolle Regie: Hans Koss.

Von jetzt ab: Sonabend 8 Uhr und Sonntag 2 30 Uhr

Der gestiefelte Kater Vorverkauf eine Woche vorher von 11—1 und 4—9 Uhr

Nomische Oper Friedrichstr. 104. Merkur 1401/4330. Allabendlich 8 1/2 U.

Hulla di Bulla Schwabstr. 101/102

Lustspielhaus Friedrichstr. 226. Bergmann 2922. 23. Täglich 8 1/2 Uhr

Liebe auf den zweiten Blick

Möbel-Nolte

Schlafzimmer, Speisezimmer, Herrenzimmer, Einzel-Möbel, Köchen, Sofas, Rohbetten usw. gegen 24 Monatsraten

Schönhauser Allee 141 a (Rochbahn Danziger Straße)

Verlangen Sie Vertreterbesuch.

Braustübl

Belle-Alliance-Platz 6a

gutgepflegte Biere täglich Unterhaltungsmusik

Treffpunkt aller Republikaner

Theater I. d. Behrenstr. 53-54 A 4 Zentrum 525-927

Direktion Ralph Anbar Roberts 8 1/2 Uhr

... Vater sein, dagegen sehr

SCALA

Täglich 8 u. 8 1/2 Uhr. Barockhaus 9150

Freitag 8-11 Uhr. Samstag 8-11 Uhr. Sonntag 8-11 Uhr. 3 Zwilfz. Cortina, 16 Fas er Gritz. Austel & Arthur, Wac. Wall, Florence & Gritz usw.

PIAZZA Tägl. 8 u. 8 1/2 Uhr. Sonntag, 2, 5 u. 8 1/2 Uhr. A. 22. 1066

INTERNAT. VARIÉTÉ

Krause-Pianos zur Miete Wac. Ansbachstr. 1

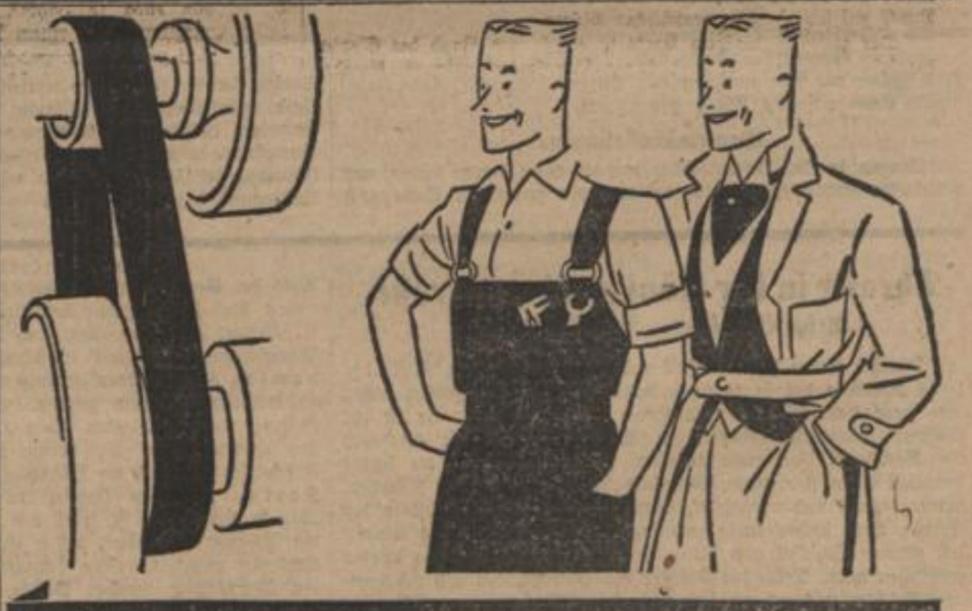
Lichterfelder Festsäle

Zehlendorfer Straße 5

Oekonom Otto Schilling

Telephon: Lichterfelde O 3 1445

Festsäle für 1500 Personen mit moderner eleganter Ausstattung für Veranstaltungen jeder Art / Hochzeitsäle / Vereinsnimmern für 20 bis 300 Personen



Tun sich die richtigen Leute zusammen...

dann kommt auch etwas dabei heraus. Vier Augen sehen mehr als zwei, zwei Köpfe denken mehr als einer. „Eckstein-Halpaus“ gehen gemeinsam durch ihre Betriebe von Maschine zu Maschine und sind zufrieden, — denn alles klappt! — Seit die Packung das Wahrzeichen der Doppelleute trägt, macht sich die Zusammenarbeit von Eckstein-Halpaus bemerkbar. Beachten Sie einmal die tadellose Verarbeitung Ihrer:

ULMENRIED 5 Pfg.

RARITÄT 4 Pfg.

Neue Welt, altes Elend.

Amerikanische Rekorde, auch im Tieffland / Von Heinrich Klemmer

Manhattan Ost und West

Die Cross-town-Omnibusse besagen bereits alles: In ganz Deutschland findet man nicht solche alten Kumpelkisten, als sie die Insel Manhattan durchqueren, auf der New York City liegt. Es ist eine lange, schmale Insel; längs herunter laufen die berühmten Avenuen (die Fünfte, die Vierte, der Broadway) mit Wolkenkratgerpalästen und fürstlichen Dachgärten — quers herüber geht es von einem Extrem ins andere, vom unerhörtesten Luxus ins krasseste Elend. Aber die querfahrenden: die Cross-town-Omnibusse, sind, das sieht man ihnen auf den ersten Blick an, nur für die Elenden bestimmt: Ost-New-Yorker, die da im Westen arbeiten, hausieren, betteln (wenn nicht stehlen, rauben, morden). Der Westkoffer seinerseits bekundet kein Interesse für den Osten (so graulich interessant der Osten auch ist). Es sei denn, man kann den Osten auf der Bühne dargestellt sehen. Man geht ins Theater, aber den Cross-town-Omnibus benutzt nur derjenige Westkoffer, der etwa eine obdure Frühstücksthepe zu besuchen wünscht; oder einer, der sich, wie ich, durchaus vom billigsten Arzt der Stadt behandeln lassen will.

Die Palette der Misere

Den mir wärmstens empfohlenen Zweidollardoktor fand ich nach langem mühseligen Suchen in einer Gegend, die allerdings unergreiflich wüster ist als das Schlammfeld, was ich gesehen oder erwartet hatte. Die slums von Whitechapel (die auch die weißen Londoner nicht kennen... eine englische „Phylanthropin“ hatte sogar ihre Stützungen eingestellt, nachdem sie dort gemerkt: die Elendsquartiere schlenen der Dame nicht elend genug), die Whitechapel slums geben tatsächlich keine Vorstellung von einem neuweltlichen Ghettos; sie haben noch einen letzten Rest von Heimatlichkeit, von menschlicher Zusammengehörigkeit, so man möchte fast sagen von Gemütlichkeit an sich halten. Auch Woolloomooloo, wie mein liebes Sydneyer Slum-Viertel so wohlklingend genannt wird, ist nicht identisch mit absoluter Trostlosigkeit. Man friert vor allem niemals — und ich sah doch einen Mann in New York sich die Stirne an einem Straßenpfeiler einzrennen, weil er in einer kalten Winternacht schlafen umherwanderte. Woolloomooloo ist auch still, wen nicht trunksüchtige Matrosen dort herumkrafeten. Der New-Yorker Osten ist grauhaft barmherzig, geschäftig und doch hoffnungslos. Ein mobiles Elend joggstigen, stumpfes, selbstvergessenes Dahindämmern ist nicht mehr möglich in einem Lande mit derart verschärftem Lebenskampf. Das ist der düsterste Punkt auf der Palette menschlicher Misere.

Der ganze Osten New Yorks ist ein langes Band des Elends. Ich sehe hier von den verschiedenen Armeeleutnants ab, die ihre besondere Couleur haben, z. B. die russische in der Höhe der Ost 14. Straße, die tschechische der Ost 70., die Regenerstadt im äußersten Norden Manhattans: die eigentliche Unterwelt New Yorks konzentriert sich auf die Downtown-Gegend um die Bowery; dort fand ich meinen Doktor!

Das Ende eines Gangsters

Der erste Patient, dem ich bei Dr. G... begegnete, war ein bandagierter Toter, den man die Treppe hinabtrug. Im Wartezimmer hörte ich, daß es ein gangster war. Ein gangster ist kein Apache im Parkter Stuhl, mit dem jetzt bei Damen so beliebten Haltetuch und der verächtlichen Miene als Tanzpartner, sondern einfach ein Mitglied einer gang, einer Erpresserbande. Diese Banden haben ihren eigenen Ehrenkodex. Keineswegs wird geduldet, daß ein gangster in einem fremden Bandenbezirk Erpressungen ausübt, wie das mit dem erwählten jungen Mann der Fall war. Dem hatte man von einem Auto aus aufgelauert, ein paar Revolverschüsse knallten ihn nieder, und das Auto machte sich rasch aus dem Staube. — Aus dem Urnat sollte ich sagen; denn Rückenabfälle, alte Klammotten, alles Unbrauchbare wird hier mit mehr als antiepothetischer Ungeniertheit aus dem Fenster geworfen. Nur des Doktors Haus ist proper und bildet, so klein es ist, eine Art Fort der Hygiene inmitten dieser aufgetürmten Unsauberkeit.

Der Spuk

Der gute Dr. G... schien eine ebenso weitverzweigte wie besondere Praxis zu haben. Das Wartezimmer, in dem er alle, auch die geringsten seiner Diplome aufgehängt hatte, um zweifelhaften Kunden den nötigen Respekt vor der Wissenschaft einzuschleusen, glich einem Panoptikum. Alle Spezialitäten des Viertels oder vielmehr der umliegenden Viertel schienen vertreten zu sein. Sene Gattung Italiener und Juden, wie man sie nur in den äbelsten Gassen unter der Broadwaybrücke findet. Ein Armenier, ein Grieche und allerhand unbestimmbare Mesopotamier mit den Dästen des unmöglich noch überlirnen Egerentopfes gegen den Hudson zu, ein kranker Hoho, ein alkoholergifteter, schon ganz blutdürstiger Frühstückspensende und ein unbeschreibliches Gefindel aus den unbedingten allerübelsten Slums des umliegenden Ghettos, in das die meisten Fenster des Zimmers einen beinahe bedrückenden Ausblick boten, während die polyglotten Gesprächsweisen hinter meinem Rücken die eventuell noch nötigen Erläuterungen gaben.

Da lagen sie, wie ineinandergeflecht Badsteinengestalt, ringsum, diese fünf, sechs Stock hohen schmalen Häuser. Und da war, als einzige Aler, am rechten Bouzigege gegenüber dieses fischige Lederbleibel römischen oder griechischen Ornamentes über der Eingangstür, die, soet man mir, Tag und Nacht offen steht, und dunkel und still sich aussperrt wie ein fauliger Mund.

Und zu allen diesen Türen führen mit bedrückender Regelmäßigkeit dieselben ausgetretenen Stufen und dieselbe Messingreling schließt die Stufen ab, und an der Reling lehnt hier und dort und drückt... was werden sie wohl sein, diese nachholenden jungen Leute inmitten soviel leuchtenden Elends, die auf die Treppe sprangen, sich mit Frauen von der Sorte unterhalten, die es in New York offiziell „nicht gibt“, oder dunklen Männen nachzubrühen scheinen?

Railroad-flats: kennen Sie dieses an und für sich gar nicht erschreckend klingende Wort? Railroad heißt Eisenbahn und Flat Wohnung. Diese Slum-Wohnungen haben die Form von Eisen-

bahnwagens, vier, fünf, sechs, die hintereinandergereiht sind und kein Licht erhalten außer durch das Vorderfenster und einen rückwärtigen Schacht. Vom zentralen Mittelkorridor liegt rechts und links nur immer eine langgestreckte dunkle ungelüftete Wohnung. Das Vorderzimmer behält man selbst, die Hinterzimmer geben die armseligen Mieter an noch armseligere Untermieter ab, die dort durcheinander quirlen. Hier ist die Wohnungsnot der alten Welt gepaart mit dem Raummangel der neuen. Nur in China oder Indien leben Menschen dichter beisammen (obwohl nicht so viele in einer Straße). Und was übrigens das New-Yorker Ghettos mittergültig säuberlich und wohlhabend aus — und sind es auch. (Die eine „obdure“ Ghettoskammer dort dient lediglich Touristenzwecken.)

Ebenso überfüllt, so schmutzig, so turbulent wie die Wohnungen ist die Straße Straße? Es ist ein Verkaufsbasar. Jung und alt, Mann und Frau, alle, alle bieten sie etwas zum Verkaufen an. Viele auf zweirädrigen, mit einem Segeltuch überdeckten Karren. Eine Welt von wohlfeilen Kram ist zu verkaufen, aber niemand scheint die geringfügige Summe zu besitzen, irgend etwas zu erwerben. Zwischen durch treiben sich unzählige verwaarlaste Kinder herum, die aus den überfüllten Wohnungen, wenn immer möglich, ins Freie gejagt werden — und herrenlose Hunde und Katzen suchen sich im faulenden Urnat der Straße eine Nahrung.

Aus den Fenstern rücken sich gierige Köpfe nach den Straßen, die mich an die „gargails“ erinnerten, oder wie man die steinernen Treppen an den vorspringenden Dachpfeilern der Notre-Dame-Kirche nennt. Nicht selten sind die Fenster gebrochen und mit Pappdeckel überlekt oder mit Kistensteinen verbarrikadiert. An einem Kellerloch lehnt eine Plank: darüber eine Ankündigung mit Arabisch. Auf dem Grund nebenan, wo man ein Haus niedrigeren, erhebt sich ein Autofriedhof, dann ein staubiges Bagerhaus, eine Spielbank. Ein Bierwarr. Es ist, als hätten sich hier der Schmutz, die Rot und das Elend des Orients und Orients ein Stiefelchen gegeben. — Und was übrigens diese Railroad-flats betrifft, so, höre ich, sind sie in vielen Fällen längst abbruchreif, d. h. abbruchspflichtig, und verdanken ihr Weiterbestehen nur regelmäßigen Kontributionen, die die Eigentümer den Kontrollbeamten zahlen.

Noch ein Revolverschuss

Als die Reihe an mir war, versieh eben ein blutjunges Ding von etwa 13 Jahren, eine Mollenerin anscheinend, das Ordinationsnummer mit einem Ausbruch wilder Entschlossenheit, den ich mir nicht zu denken vermochte. Ein paar Tage später sah ich — ich glaube mich nicht zu täuschen — dieses selbe Gesicht, allerdings mit einem anderen Ausdruck, in der Zeitung abgebildet. Das junge Mädchen hatte mittlerweile einen dreimal älteren Familienvater, der sie wohl im nächsten Bierwarr so eines Eisenbahnflats vergeblich haben wird, auf offener Straße niederschossen. Als ich sie an der Türschwelle kreuzte, wird, nach gewissen ärztlichen Eröffnungen, das Mädchen den mörderischen Entschluß gefaßt haben. Vom erschossenen gangster stand nichts in den New-Yorker Blättern, das war ein allzu banales Ereignis. Das Mädchen wurde freigesprochen.

Wiens Hilfswerk für die Jugend

„Kindern Paläste bauen, heißt Kerkermauern niederreißen“ steht auf der Gedenktafel in der Eingangshalle des Wiener städtischen Kinderheims Schloss Wilhelminenberg, dem ehemaligen Habsburgerpalast. Es ist ein zweistöckiges Gebäude mit einer stattlichen Fensterfront, deren Ausblick die Weiten und Höhen des schönen Wienerwaldes grüßt. Fast wie verzaubert ist diese kleine Gesellschaft von etwa 200 Kindern, die aus ihrer armseligen elterlichen Behausung in eine wie gesehene Pracht versetzt wurde.

Im Jahre 1927 hat die Gemeinde Wien das Schloss Wilhelminenberg den verwahrlosten, sittlich und körperlich gefährdeten und schwer erziehbaren Kindern Wiens zur Verfügung gestellt. Das Kinderheim hat gleich der ehemaligen Kinderherberge „Am Tivol“ die Aufgabe, alle von der Kinderübernahmestelle in dauernde oder vorübergehende Gemeindepflege übernommenen Kinder nach Ablauf der sanitären Quarantänepflicht, die sie in der Herberge der Kinderübernahmestelle verbringen, aufzunehmen und bis zur zweckentsprechenden Unterbringung zu beherbergen. Die Kinder erhalten im Heim häuslichen Unterricht und werden auf Grund ihrer ermittelten körperlichen, geistigen und seelischen Beschaffenheit von hier aus in Pflegefamilien, Erholungsheime, Erziehungsanstalten, Heilstätten, Spitäler, Siedlungsanstalten, Waisenhäuser, Anstalten für Schwachsinnige u. a., außerdem auch in Behandlungshäusern sowie private Behr- oder Dienststellen gegeben. Das Kinderheim ist als eine Durchzugsstation für Kinder beiderlei Geschlechtes vom 6. Lebensjahre bis ins jugendliche Alter gedacht, die bei jedem Kinde durch Beobachtung feststellen soll, ob es für Familienpflege geeignet oder anstaltsbedürftig ist, ob und welcher Grund von Schwerverzweckbarkeit vorliegt und für welche Anstalt es gegebenenfalls am geeignetsten ist.

Dies vom psychologisch-pädagogischen Gesichtspunkt aus festzustellen, ist die besondere Aufgabe der heilpädagogischen Beobachtungsstelle, die von einem Heilpädagogen geleitet, im engsten und stetigen Zusammenwirken mit dem Direktor der Anstalt, dem Anstaltsarzt, der Heilmutter und dem gesamten Erziehungs- und Lehrpersonal ihre Beobachtungsergebnisse erarbeitet. Die Ueberweisung der Beobachtungsfälle geschieht in der Regel durch die Bezirksjugendämter, die auch dafür sorgen, daß gleichzeitig mit dem Kinde das Gutachten des Erziehungsberaters und ein von der Fürsorgerin abgefaßter Bericht über das Vorleben des Kindes über seine Familienverhältnisse, seine eventuelle erbliche Belastung, seine Anstaltsentwicklung und über die Gründe, die die Ueberweisung veranlassen eintrifft. Dieser Bericht bildet die Grundlage für die weitere Beobachtung.

Im Jahre 1928 wurden 649 Knaben und 401 Mädchen, ins-

Wohlthätigkeit statt Abhilfe

„Sind Sie nicht stolz“, fragte der Doktor, „man hat ihre halben die Straße besetzt.“ Damit wies er auf die bunten Bänke, die an den windstiefen Feuerleitern flatterten, welche in scheußlichem Huzud die Vorderfront heruntertaufen. Er hat einen besonderen Humor, der gute Dr. G... und sprudelte, während er mich abschnappte, -horchte und mich allen möglichen Prozeduren unterwarf, eine Fülle von tragikomischen und zynischen Beobachtungen aus sich heraus, die die örtlichen Verhältnisse beleuchteten.

Da war die Heersarmee in der Nachbarschaft, bei der man für 15, aber unter keinen wie immer gearteten Umständen für 14 Cent schlafen konnte. Das City lodging home befördert einen obdachlosen Tramp mittels Lift in himmlisch reine Betten und füttert ihn auch noch den Rest der Woche durch, falls er sich dazu versteht, vormittags Steine zu klopfen und nachmittags Stellung zu suchen. Dann, lust in dem Moment, wo sich der Tramp begibt, moleder Mensch zu fühlen, wird er definitiv vor die Tür gejagt und sinkt tiefer herunter, als er war. Die Bowery mission wartet den Romdons appetitlichen coffee and cake auf (Kaffee und Kuchen): allerdings nur dann, wenn sie vorher (unbehindert der Gefühle in ihrem Magen) an einem langgedehnten erbauulichen Gottesdienst teilgenommen haben. Es kommt auch vor, daß Millionäre aus dem Westen in ihren Autos angefahren kommen. Meist in feuchtschölicher Stimmung. Sie verteilen Dollars an arme Teufel, die vor irgendeiner charitablen Tür eine Hungerfahrlange bilden, und die werden wohl die Dollars nehmen, aber ihre Gedanken bei sich behalten.

„Sagen Sie, Doktor, was wird aus diesen Menschen hier?“ fragte ich. Der Arzt juckte mit den Achseln. „Manchmal geschieht ein Wunder“, sagte er. „Ein musikalischer oder kaufmännischer Genie blüht ab und zu einmal wie eine tropische Pflanze aus diesem Sumpfe auf. Aber nur in den seltensten Fällen kommt, wer sich in der Down-Town-Gegend angesiedelt hat oder geboren ist, je im Leben wieder heraus. Der Sumpf hält seine Opfer auf ewig unversinkt.“

Ein Freudenfeuer

Nachdem er mich gründlich untersucht hatte, konstatierte der Zweidollardoktor, daß mir auch nicht das geringste fehle, außer einer Luftveränderung für den geradezu unmöglichen Zustand meiner Nerven — und verlangte 10 Dollar für seinen guten Rat.

Da ich mitangehört hatte, wie der Arzt mit den Distriktskunden um 20, 30 Cent herumjochte, verlegte ich mich aufs Abhandeln und drückte den Preis bis auf 1 Dollar und ein Rezept auf einen kräftigenden Wein herab, für das ich dankbar war.

„Thanks awfully Doctor“, sagte ich (schönen Dank). Auf dem Heimweg fand ich die schon abendlichen Straßen hell erleuchtet durch eine brennende Wärrage, die am Wege lag. Eine vor Freude heulende Kinderschar warf allen abbrennbaren Urnat darauf. Andere tanzten an abgerissenen Stoffstreifen, die sie an den Hydranten banden, Ringelreigen. Als ich um die „Flora de Galicia“ einbog, begegnete ich aber schon einer Wächterin. Auch den einen großen Genuß des Tages: das Kamottenfeuerwerk, nimmt man manchmal diesen Stiefkindern des Schicksals.

gesamt 1050 Kinder, im Kinderheim Wilhelminenberg aufgenommen und 645 Knaben und 387 Mädchen, zusammen 1032 Kinder, wieder abgegeben. Von diesen letzteren waren 343 Knaben und 178 Mädchen beobachtet und begutachtet worden. 285 Knaben und 152 Mädchen waren wegen Erziehungsschwierigkeiten mit der Bestimmung, hier beobachtet zu werden, überwiesen worden, und zwar wurden als Ueberweisungsgründe angegeben: In 98 bzw. 61 Fällen (Knaben und Mädchen) Verwahrlosungsgefahr, in 27 bzw. 12 Fällen Mißhandlung, in 2 bzw. 10 Fällen Mißbrauch, in 177 bzw. 85 Fällen Erziehungsschwierigkeiten, in 35 (13) Fällen Tagieren, in 25 (14) Fällen Hausdiebstahl, in 23 (6) Fällen Fremdenbstahl, in 10 (3) Fällen Gewalttätigkeit, in 8 (9) Fällen Sittlichkeitsvergehen usw. Die übrigen 511 Kinder waren wegen Krankheit, Obdachlosigkeit oder Armut der Eltern überwiesen worden.

Diese Beobachtungen werden den Kindern natürlich in keiner Weise ins Bewußtsein gebracht. Morgens um 6½ Uhr wird aufgestanden, dann macht, wer gerade Zimmerdienst hat, Ordnung, um 7½ Uhr gibt es Frühstück und um 8 bis 12 Uhr Unterricht. Dann Mittagessen, Spiel-, Beso- oder Spazierstunden, Nachmittagskaffee, dann werden Schularbeiten gemacht, Strümpfe gestopft, die Schuhe für den nächsten Morgen gepußt, um 7 Uhr ist Abendbrot, um 8 Uhr geht es ins Bett, und um 8½ Uhr beginnt die allgemeine Nachtruhe.

Das Heim bietet, wie schon gesagt, für 200 Kinder Platz, doch soll es nach Möglichkeit niemals voll belegt sein, damit bei plötzlich eintretenden Notsituationen wie Krankheitsepidemien, Auktionsverurteilungen, Streiks, Krankheit oder Obdachlosigkeit der Eltern kein Platz ist. Bei Krankheit oder Infektionsgefahr unter den Kindern ist eine sofortige Isolierung möglich, außerdem besitzt das Heim eine eigene Krankenstation mit 30 Betten und geschultem Krankenpflegepersonal. Kertzen usw. An notwendigen Fällen erledigt die sofortige Ueberweisung an ein Krankenhaus.

Die Kinderübernahmestelle, die die ihr durch die Polizei oder die Jugendämter überwiesenen Kinder sammelt und nach der Quarantänepflicht von 2 bzw. 3 Wochen an das Kinderheim Wilhelminenberg weiterleitet, ist ein moderner dreistöckiger Rundbau. Jedes Stockwerk kann im Falle einer Infektionsgefahr für sich abgeschlossen werden. In 30 Bogen, die ringsum Glaswände besitzen, befinden sich je 6 Betten, in denen die Kinder untergebracht werden; das Personal vom Dienst ist also ständig in der Lage, die ganzen Räume zu übersehen. Auch hier werden die Kinder betreut und beobachtet, die Schulpflichtigen erhalten auch während der Quarantänepflicht ihren Unterricht.

Clarisse Kahlenberg.

Der Mann am Faden

Ein Boxerroman
Von Heinz Hagemeyer

(11. Fortsetzung.)

Sie aber, um deren geliebte Gestalt keine Gedanken freilassen, schielte. Sie hatte zu Hause noch eine stürmische kurze Szene gehabt. Nachdem sie die Tür ihres Zimmers zugeschlagen hatte, doch es durch das ganze Haus dröhnte, hatte sie sich auf das Bett gesetzt und gemeint. Sie weinte so lange, zornig und verzweifelt zugleich, bis sie einschlief. Um ihren achtzehnjährigen weichen Rindermund lag jetzt ein Lächeln. Durch ihren Traum schritt jemand.

Einer, der gekommen war und sie tröstete. Er nahm sie voll Güte in seine starken Arme und drückte sie an seine breite Brust. Auf einmal war eine dicke ältere Frau daneben, die Frau Jaskowicz ähnlich sah. Sie sagte sehr anzüglich und zweideutig: „Aber Fräulein Burckhardt! — Ja, ja, die anständigen Mädchen!“ Mary machte eine abwehrende Bewegung und wurde etwas munter. Ihr wurde klar, daß sie im Traum in des Boxers Arm gelegen hatte. Sie fand aber nichts dabei und mußte lächeln. Sie entsann sich der Szene, da er so freundlich mit dem armen Krüppel gesprochen hatte. Er sah sehr lieb aus dabei, dachte sie.

Und er, dessen Name durch alle Rotationsmaschinen Deutschlands rollte, schrie trübselig mit etwas heiserer Stimme: „Marder — Marder! — Donnerstoch noch mal, Marder!“ Er hatte vergessen, seit er Schwergewichtmeister von Deutschland war, daß er sonst Herr Marder geheißen hatte.

Die Tür tat sich lautlos auf. „Was ist denn?“ fragte Marder verschlafen.

„Recht, ich schrei mir die Rechte nach Ihnen aus. Haben Sie keine essigsaure Tonerde? Mein Gesicht brennt wie Feuer.“

Marder holte kaltes Wasser und kühlte. Dann wollte er sich leicht verdrücken. Aber Tom rief herrlich: „Nennen Sie bloß nicht gleich wieder fort. Machen Sie weiter Umschläge. Und da — der Herr hat mich ganz schön poliert — tneten Sie mal 'n bißchen!“

Marder kniet.

„Was ist denn da links los? Massieren Sie da — halt, nicht so feste. Sie verstehen auch gar nichts.“

Marder massierte.

„Wie hat's denn ausgesehen, wie ich ihn niedergeschlagen hab? Erzählen Sie doch mal 'n bißchen von. Sei'n Sie doch nicht so nepenn!“

Marder erzählte.

Er verschluckte seine stumme Wut und vertrieb dem Körperchen die schlaflose Nacht. Er mußte noch bei diesem dummen Burken aushalten. Hurr sollte ihn auch später verwenden, wenn er — Gott sei Dank — nichts mehr mit diesem Dösen zu tun hatte.

Am anderen Morgen.

Die ersten Mischwagen klingelten schon. Der Barm des arbeitenden Berlin hallte durch die Straßen, als Tom endlich eingeschlafen war und Marder todmüde und gedemütigt in sein Zimmer schlief. Er glaubte erst eine Minute geschlafen zu haben, als ihn das herrliche „Marder — Marder!“ wieder aufriß.

„Was ist denn?“ fragte er wutentbrannt.

„Wo sind denn die Zeitungen? Sehen Sie doch mal nach und — nee — machen Sie mir erst mal 'nen frischen Umschlag. Mich mit dem abgestandenen Wasser. Sie sind ein Holzstopp! Frisch und kalt! So, nun lesen Sie mal vor. — Ach nee, che Sie anfangen, gehen Sie mal erst zur Wirtin und fagen Sie ihr, sie soll mir heute mit ihrem Regenjackweiß vom Halse bleiben. Sonst kriegt sie eins an'n Kopf. Ich will anständigen Kaffee haben. — Machen Sie ihn lieber selbst, sonst wird's doch irgend 'ne Brühe. Und was Vernünftiges zum Essen. Butter, Wurst, Schrippen. Aber nicht bloß für 'n Kanarienvogel. Schnell, Marder! Ich verhungere ja sonst!“

Marder pustete sich noch auf die Finger, die er sich beim Kaffee-aufbrühen verbrannt hat, als es draußen klingelte.

„Guten Morgen, ich möchte zu Herrn Matthes“, kloppte Frau Jaskowicz.

„Ach, die alle Schachsel, dachte Marder.“

„Bitte, gnädige Frau, darf ich Sie vielleicht in mein Zimmer bemühen? Herr Matthes liegt noch im Bett.“

Frau Jaskowicz lachte unbefangen. „Ach, wollen ihn doch nicht herausjagen. Hat sich die Ruhe ehrlich verdient. Hier riecht's ja so anständig nach Kaffee. Hat unser Meister schon geschmeckt?“

„Ich bin eben dabei, ihm Frühstück zu besorgen.“

„Das ist ja blendend! Bringen Sie mir bitte auch eine Tasse mit, ich geh' schon voraus. Dort — nicht?“

Marder öffnete ihr dienstfertig die Tür und wünschte inbrünstig, Tom Matthes möchte ihr ahnungslos eine seiner Rotationsmaschinen an den Kopf werfen, damit die alte Schachtel verlegt wäre.

Sein Wunsch wurde nicht erfüllt. Denn Tom Matthes brauchte den Rund leider gerade zum Gähnen. Er rih ihn so weit auf, daß man das Zäpfchen sehen konnte. Dabei blieb er eine Reihe unartifizierter Laute aus, die aus einem Raubtierstief zu kommen schienen.

„Guten Morgen, Meister Tom! Gut geschlafen?“ Die Frau war ganz lächelnde, geschmeidige Lebenswürdigkeit.

„Guten — Morgen, gnädige Frau. Das ist ein Glück, daß Sie da sind. Marder kommt ja nicht vom Fleck. Der tocht Kaffee bis zum Abendbrot. Haben Sie die Zeitungen schon gelesen? Was steht denn drin?“

„Hadelhafte Krücken, lieber Junge. Wenn der Chauffeur nicht von selbst gehalten hätte, ich wäre bis sonstwohin gefahren, ohne was zu merken. So vertieft war ich in die Zeitungen. Warten Sie, ich lese Ihnen alles vor, — ja?“

Tom nickte ausgetrieben. Sehen war eine Beschäftigung, die er hasste. Er mußte immer mit dem Finger Zeile um Zeile mitmarschieren, um den Sinn nicht zu verlieren.

Draußen strich Marder wutentbrannt Butter auf die Brötchen. Einen Moment dachte er an Gift. Dann schob er nachdenklich eine Scheibe Wurst nach der anderen in den Mund.

Er stritt sich mit der Wirtin um das gute Tablett herum. Denn das gewöhnliche Gebrauchstablett hatte nur einen Henkel und einen großen Brandfleck in der Mitte. Als er das bessere erkämpft hatte, stellte er sorgsam alles darauf und trug das Frühstück in Toms Zimmer.

„Aber natürlich, Tom. Selbstverständlich können Sie nicht mehr hier wohnen bleiben. Das müssen Sie sich doch selbst sagen. Ich habe übrigens telephonisch mit Herrn Hurr gesprochen. Er findet meine Ansicht auch richtig. Außerdem paßt es auch ausgezeichnet,

daß über mir eine Dame drei reizende Zimmer vermietet. Wenn's Ihnen nicht zu gefährlich ist?“ Sie hielt den Kopf kokett schief und lächelte zweideutig.

„Dooch nee, warum denn? Reinetwegen gerne. Aber was wird denn Ihr Mann dazu sagen?“

Sie warf einen Blick auf Marders Gesicht. Das blieb undurchbringlich. „Ich möchte nicht, was ihn stören könnte“, sagte sie ungeschuldig.

„Ach auch nicht“, lachte Tom ausgelassen. Er kam sich sehr schlau vor.

Sie goß ihm Kaffee ein und reichte die Tasse hinüber. Tom wollte sich aufrichten.

„Au“ — schrie er und schnitt eine Grimasse. Frau Jaskowicz sah ihn voll freundlichen Mitleids an.

„Warten Sie, ich helfe Ihnen, Sie armes Tierchen.“ Sie griff geschickt unter das Kopfkissen und richtete ihn auf. Ihre volle Brust lag dicht über seinem Kopf. Tom strich mit einem glühenden Blick darüber hin.

Frau Jaskowicz sah wieder unauffällig zu Marder.

„Marder, besorgen Sie mir doch schnell ein Pfund — äh — Spicaal“, befahl Tom ungeduldig.

„Seht?“ Marder schüttelte den Kopf. Er wollte nicht verstehen.

„Res, morgen eben, —“, war die derbe Antwort. „Aber sig!“

„Tun Sie ihm doch den Gefallen“, bat Frau Jaskowicz sanft.

„Wir müssen das frische Kind ein bißchen pflegen.“

Tom starrte und warf Marder einen bösen Blick zu. Verschwand der noch nicht? „Bringen Sie mir ja nicht die Klapperschlange, die da unten beim Krämer seit tausend Jahren liegt. Holen Sie den Kal in einem anständigen Delikatessengeschäft. Ich habe neulich am Potsdamer Platz einen guten gesehen. Fahren Sie dorthin, verstanden? Ich seh's auf dem Einwickelpapier, woher er ist!“

Marders Rücken drückte moralische Entrüstung aus. Sein Zucken der Lippen war direkt imperant. Marder.

Margot Jaskowicz sah ihm unruhig nach.

Tom hielt zum erstenmal ein Weib in den Armen, das sich ihm aus Leidenschaft hingab. Sie umschloß ihn mit der reinen, unerfülllichen Oier der langsam verblühenden Frau. Dieser starke Mann war ihr ein Jungbräuer.

Sie wußte nicht, daß fast eine Stunde vergangen war, als sie aus ihrem Traum erwachte. Frau Jaskowicz stand vor dem Spiegel und ordnete ihre Frisur. Draußen wurde ein starker Schritt hörbar.

„Herr Hurr“, sagte halbblau Tom.

Frau Jaskowicz glitt in einen Stuhl am Fenster. „Und wann wollen Sie sich die Wohnung ansehen?“ fragte sie laut.

„Hier, Weiter — gratuliere“, rief Hurr mit starker Stimme. Er lachte über das ganze Gesicht und warf einen Pack von Briefen und Depeschen auf Toms Bett.

Dann wandte er sich an Frau Jaskowicz. „Ich begrüße Sie, gnädige Frau. Reizend von Ihnen, daß Sie unseren Jungen schon aufgesucht haben. Da, sehen Sie nur, wie man ihn bestürmt.“

Sie hatte auf einmal eine senkrechte tiefe Falte zwischen den Augenbrauen. Plötzlich sah sie raffiniert und alt aus, wie sie so mit spähenden Augen misstrauisch nach Toms Bett hinüberstielte.

„Kommen Sie, wir wollen ihm vorher helfen, ja?“ lachte sie hurtig maliziös.

Tom griff überrascht nach den Briefen, die zum Teil schon geöffnet waren. Hurr schob seine Hände sonst beiseite. „Hände weg, immer mit Vorsicht!“

„Keine Post?“ fragte Tom rebellisch.

„Lohnt nicht, alles zu lesen. Da — Glückwunsch, nochmal, nochmal — und so weiter.“ Er nahm Brief für Brief und warf sie Tom zu. Mal steckte er einen beiseite.

„Warum legen Sie denn so viele Briefe weg?“

„Weil sie dir nicht gesund sind. Das sind nämlich alles Liebesbriefe, und die bekommen du nicht.“

„Das wäre ja allerhand!“ rief Tom und griff ungeahnt jig nach den Schreibern.

Hurr war noch schneller. Er rückte ein wenig mit dem Stahl beiseite. „Solange ich dein Manager bin, wirst du solche Briefe nie bekommen.“ Er legte es mit einem leisen bedeutungsvollen Unterton.

Frau Jaskowicz atmete auf. „Herr Hurr hat vollständig recht. Tom. Es wäre Gift für Sie!“

Tom maulte.

„Hab dich nicht so, dummer Junge! Das reizt nur im Anfang und zieht dich vom Ziel ab. Liebe ist nur gesund, wenn sie sehr rationalisiert wird. Nicht wahr, gnädige Frau?“

„Woher sollte ich das wissen?“ fragte Frau Jaskowicz mit hochgezogenen Brauen.

„Na, ihr haltet wohl gegen mich zusammen?“ Tom freute sich, daß ihm das eingefallen war. Er war sehr erlautet und enttäuscht, als Hurr ohne weiteres zugab: „Bewiß, wir haben einen Pakt geschlossen. Papa und Mama. Kannst du dir eine hübschere Mama denken?“

Ebe Tom antwortete, hatte Hurr seine Zaubertasche gezückt. „So, hier ist dein Teil. Das ist das einzig Richtige im Leben. Sei vollständig damit.“

Er reichte Tom ein großes Paket Gedächtnisse. „Ich komme nachher noch mal her. Dann können wir darüber sprechen, was da mit dem Geld anfangen kannst. Ruht es irgendwo anlegen. Es ist doll, man bekommt von Tag zu Tag weniger für die Summe!“

Frau Jaskowicz nickte. Sie wußte auch mit Finanzsachen Bescheid. „Uns wird die Inflation schon nicht viel schaden, Herr Hurr. Vielleicht schaffen wir's auch dadurch erst.“

„Schon möglich. Uebrigens, Ihr Mann hat mich angerufen.“

„Rein Mann? So früh?“

„Ob ich nicht ahnte, wo Sie wären.“ Er tat heiter und unbefangen. „Als ob ich eine Ahnung gehabt hätte.“

„Und wenn Sie — —?“

„Dann hätte ich selbstverständlich erst recht keine gehabt. Jaskowicz ist mein lieber Geschäftsfreund. Sicher. Aber wir beide, Gnädigste, sind Verlobte, nicht wahr?“ Er küßte ihr die Hand.

„Und nun darf ich Sie wohl einladen, in meinem Wagen Platz zu nehmen.“

„Sehr nett. Mein Chauffeur ist ja zum Büro weitergefahren.“

„Ich habe Sie gerade getroffen, als Sie von Ihrer Modistin kamen, ja?“

„Wirklich unverschämt, eine Dame so früh zur Anprobe zu bestaunen.“ Sie lachte und ging auf keinen Ton ein.

„Aber Ihr Chauffeur?“

„Treu wie Gold.“ Sie winkte nebenfächlich ab.

(Fortsetzung folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

Heuschrecken über Marokko.

Wir können uns kaum einen Begriff machen von den ungeheuren Heuschreckenschwärmen, die in kürzeren oder längeren Abständen Nordafrika heimzusuchen. In Algerien gehören sie zu den gewöhnlichen Plage. Kürzlich aber zog über Marokko ein Heuschreckenschwarm, der nicht weniger als 45 Kilometer lang und 20 Kilometer breit war. Er kam vom Atlas her, zog über die Ebene von Haouz und ergoß sich über Marrakesch, über dem sich der Himmel verdunkelte. Von den niedergegangenen Heuschrecken haben die Einheimischen etwa 50 000 Sätze voll aufgefressen und in Gruben geworfen oder verbrannt. Manche Leute essen übrigens Heuschrecken, die, in salzigem Wasser gekocht, ähnlich wie Krabben schmecken sollen.

Das reiche Alger.

Die Ausbeutung der riesigen Bodenschätze, die Alger besitzt, macht immer weitere Fortschritte. Kupfer, Eisen, Zink, Blei, Kupfer, Antimon, Quecksilber, Petroleum, Braunkohle und Schwefel birgt



Freitag, 24. Januar.
Berlin.

- 16.03 Usterhaltungsmittel.
 - 17.00 Unmöglichkeit Menschen von Béla Balassa.
 - 17.30 Musorgsky: Klavierstücke: Mit der Wirtin — In der Ecke — Der Käfer — Mit der Puppe — Vor dem Einschlafen — Das Steckenpferd — Kater Marr (Marg. Maria-Schlemmer, Sopran; am Fiksel; Edgar Weinkauff).
 - 17.50 Das neue Buch.
 - 18.00 Von Amerika: Die National Company veranstaltet ein Kanada gewidmetes Programm.
 - 19.00 Dr. W. Pohl: Sozialpolitische Umschau.
 - 19.30 Wir spielen zum Tanz (Kapelle Alstons).
 - 20.30 Intendant Dr. Hans F. eschi: „Rundfunkzensur“?
 - 20.45 Dänische Musik. Dirigent Lauritz Grønvald. Kapellmeister der dänischen Staatskapell.
- Nach des Abendmeldungen: Tanzmusik
0.30 Nachrichten.

Königswesterhausen.

- 16.00 Vizepräsident Adolf Grimme: Wozu Philosophie auf der Schule.
- 16.30 Nachmittagskonzert von Leipzig.
- 17.30 Sandra Droncker: Idealwerk der modernen Klavierschule.
- 18.00 Dr. Walter Tromberg: Amerika als Organisations- und seine Zukunft.
- 18.30 Englisch für Fortgeschrittene.
- 18.55 Ob.-Stad.-Dir. Worm: Technischer Lehrgang.
- 19.20 Vortrag für Tierärzte.
- 20.00 Aus dem Meisteraal: 25. Jahrs Novemberrunde. Werke von: Philipp Jarnack, Max Warting, Heinz Tietzen, Wladimir Vogel, Kurt Weill, Hanna Eisler, Stefan Wolpe.
- 21.00 Programm der Aktuellen Abteilung.
- 21.30 Hund und Katze. Mitw. Stefan Eisenberg, Lena Brata, Eise Thiel.

der Boden der französischen Kolonie nach Chromit, Manganerz, Salz, Phosphate und selbst Steinkohle. Die Zukunft Ugliers beruht zweifellos in der Hauptsache auf der Erschließung dieser Schätze, die Alger zu einer der bedeutendsten Kohlenquellen Frankreichs machen. Um der unaufhörlich steigenden Ausfuhr dieser Bodenschätze zu genügen, wird dauernd an der Modernisierung der algerischen Häfen gearbeitet. Man kann sich von dem Umfang des Verkehrs einen Begriff machen, wenn man hört, daß im Jahre 1928 über 766 000 Tonnen Phosphate, 2 110 500 Tonnen Eisenerze und 32 000 Tonnen Zinkerze aus Alger ausgeführt wurden. Nach der Handelsstatistik wurden überdies in den in Remada erhöhten Gruben, die von der französischen Staatsbahn betrieben werden, 21 000 Tonnen Steinkohle gefördert.

Fingerabdrücke von Zwillingen.

Zwillinge mögen einander gleichen wie Wassertropfen; für die Fingerabdrücke gilt das nicht. Zu dieser Schlussfolgerung gelangte Professor H. H. Newman von der Universität Chicago nach vergleichender Untersuchung von 2000 Fingern von 100 Zwillingspaaren. „Die Fingerabdrücke von gleichgeschlechtlichen Zwillingen, schreibt Newman, zeigen häufig wohl eine verblüffende Ähnlichkeit, sind aber niemals gleich. Die von Zwillingenbrüdern sind ebenso ungleich wie jene von Bruder und Schwester eines Zwillingspaars.“

Aus der Zarenzeit.

In der sibirischen Silberminenstadt Nerjtschin ist in der Stadtbibliothek eine große Zahl Dokumente gefunden worden, die geschichtlichen Wert haben dürften. Nerjtschin war in der Zarenzeit ein Hauptverbreitungsort für politische Verbrecher und die jetzt gefundenen Dokumente enthalten, wie die erste städtische Durchsicht gezeigt hat, Aufzeichnungen und Remenoln politischer Sträflinge. Mehrere Historiker sollen die Durchsichtung des Materials besorgen.

Eine Katze als Langstreckenläuferin.

Eine Grundbesitzerin in Elma im Staats Washington trat eine Europareise an und gab für die Dauer ihrer Abwesenheit ihre Wohnung einer befreundeten Familie in dem Städtchen Auburn. 50 Meilen von ihrem Wohnsitz entfernt, in Kost und Pflege. Am Tage nach ihrer Einlieferung war die Katze aus Auburn verschwunden. Drei Tage später traf sie bei besten Beobachtungen in dem Hause ihrer vertriebenen Herrin in Elma ein. Die Reis hatte in drei Tagen eine Strecke von 128 Kilometern zurückgelegt.

Wieviel Ameisen gibt es in einem Ameisenhaufen?

Da die Schätzung der Ameisenzahl eines Banes sehr verlässliche Zahlen ergibt, hat der Naturforscher Prof. Andrews sich der Mühe unterzogen, die Infallen eines Ameisenhaufens von Durchschnittsgröße genau zu zählen. Es waren 8230 Ameisen, darunter nicht weniger als 11 Königinnen. Man kann also sagen, daß ein ordentlicher Ameisenhaufen rund 10 000 Insekten zählt.

